

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 97 (2001)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER/MARTIN SCHARFE/ROLF WILHELM BRENDNICH (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. Münster: Waxmann 1999. 539 S., Abb.

Die Kategorie Geschlecht fand in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschungen lange Zeit keine Beachtung, obwohl «Gesellschaft» massgeblich durch dieses Merkmal strukturiert wird. Erst in den Siebzigerjahren etablierte sich die aus den USA kommende internationale und interdisziplinäre Frauenforschung auch in Deutschland. Für das Fach Volkskunde war die Gründung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) im Jahre 1983 auf dem Volkskunde-Kongress in Berlin von wesentlicher Bedeutung. Die Kommissionstagungen bildeten fortan ein wichtiges Forum für die Auseinandersetzung mit fächerübergreifenden methodischen und theoretischen Ansätzen – mittlerweile nicht mehr «nur» zur Frauenforschung, sondern auch zur Geschlechterforschung im Allgemeinen. Aufgrund dieser Tagungen und der aus ihr hervorgegangenen Publikationen wurde die Relevanz der Kategorie Geschlecht für die Kultur in das Zentrum volkskundlichen Fachverständnisses gerückt. Diese «Umorientierung» wurde durch den 31. Volkskundekongress der dgv zum Thema «Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur», der vom 22. bis 26. September 1997 in Marburg stattfand, bestätigt. Ziel des Kongresses war es, die wachsende Sensibilisierung für dieses Thema sowie das zunehmende Interesse an einer kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Geschlechterforschung und die damit entstandenen Bedürfnisse aufzunehmen und zu bündeln. Der vorliegende Tagungsband verspricht demzufolge einen Überblick zum derzeitigen Forschungsstand im Fach Volkskunde, ausserdem sollen «bisher nicht publizierte Forschungsergebnisse präsentiert werden» (Brednich, S. XI). Bis auf wenige Ausnahmen enthält die Publikation sämtliche Vorträge der fünftägigen Veranstaltung, wobei den Anfang der über vierzig Referate umfassenden Dokumentation die Plenarvorträge, der Eröffnungs- und Schlussvortrag sowie der öffentliche Abendvortrag bilden, danach folgen die Sektionsbeiträge.

Um die Vielfältigkeit des Bandes deutlich zu machen, möchte ich fünf Referate herausgreifen und beispielhaft darstellen. In ihrem Eröffnungsvortrag «Geschlechterforschung und historische Volkskultur. Zur Re-Konstruktion frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen» setzt sich *Silke Götsch* mit Interpretationsansätzen der Forschungskategorie Geschlecht auseinander. Sie skizziert die volkskundliche Diskussion, die sich über die Frauenforschung hin zur Geschlechterforschung entwickelte und zeigt dabei grundlegende Fragestellungen für das volkskundliche Erkenntnisinteresse auf. Am Beispiel frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen versucht sie im Anschluss ihre Überlegungen zu überprüfen. Der Volkskunde gehe es darum, «zu historisieren, zu fragen, was heisst das eigentlich: «traditionelle Geschlechtervorstellungen», wie entstehen gesellschaftliche Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit, wie werden diese in geschlechtsspezifische Verhaltensweisen, in symbolische Repräsentationen transformiert und wirken wiederum auf Geschlechterrollen zurück...» (S. 2). Bezüglich der Kategorien *sex* und *gender* sei festzustellen, dass *sex* in der kulturwissenschaftlichen Forschung an Bedeutung verlor, biologische Zuschreibungen aber dennoch gesellschaftlich präsent sind. Demzufolge fordert die Autorin zu hinterfragen, welche Bedeutung diese Zuschreibungen in gesellschaftlichen Diskursen haben und welchen Stellenwert und Tragweite das Konzept *sex* und *gender* nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im Alltagsdiskurs hat (vgl. S. 15).

Zentraler Aspekt in *Silke Götschs* Beitrag ist zudem die Beschäftigung mit dem Verhältnis der Kategorie «Geschlecht» zu anderen Gesellschaft strukturierenden Merkmalen wie «Schicht- und Klassenzugehörigkeit, Ethnizität, Rasse, Macht und Hierarchie» (S. 6). Dieser Punkt scheint mir gerade im Hinblick auf das Tagungsthema von Belang, da hier die Gefahr besteht, dass der Kategorie «Geschlecht» aufgrund der Themenstellung zu grosses Gewicht zukommt. «Geschlecht ist zwar ein fundamentales Kriterium gesellschaftlicher Ordnung, aber es darf nicht als primär gedacht und damit verabsolutiert werden» (S. 6).

Der Tagungsband weist sowohl historische Analysen als auch gegenwartsbezogene Studien auf, in beiden Fällen richten sich Fragestellung und Erkenntnisinteresse hauptsächlich an die Geschlechtsspezifität und Geschlechterdifferenz. Die neuere Geschlechterforschung geht davon aus, dass erst mit dem Aufkommen der Moderne von einem modernen Geschlechterverhältnis gesprochen werden kann, da sich dieses seit den fundamentalen gesellschaftlichen Veränderungen Ende des 18. Jahrhunderts massgeblich verändert habe. Nicht die Kontrastierung von Mann und Frau sei neu, sondern deren Qualität, denn die Geschlechterdifferenz wurde einem neuen Deutungsmuster unterworfen: Die vorher vorgenommenen sozialen Zuschreibungen wurden nun durch biologische Bestimmungen festgeschrieben

und gedeutet. Die Geschlechterdifferenz wurde wie nie zuvor Bestandteil eines gesellschaftlichen Diskurses. Einige Tagungsbeiträge zur Frühen Neuzeit problematisieren diesen Aspekt. Silke Götttsch konnte mit ihrer exemplarischen Rekonstruktion von frühneuzeitlichen Lebenswelten aufzeigen, dass die Moderne zwar ein neues Paradigma fand, um Geschlechterdifferenz zu legitimieren, allerdings weisen dessen Ausbildung und die darin zugeschriebenen Geschlechterrollen in die Vormoderne zurück. Es mache also Sinn, jenen Verbindungslinien nachzuspüren.

Der Historiker *Jan Peters* fragt in seinem Aufsatz «Geschlecht und Gemeinschaft» beispielsweise danach, wie different sich das Geschlechterverhältnis in der frühneuzeitlichen ländlichen Gesellschaft gestaltete. Er lenkt seinen Blick auf die konkrete historische Wirklichkeit und betrachtet die soziale Praxis von «Differenz» und «Ordnung» der Geschlechter im 17. Jahrhundert. Peters betont, dass Geschlecht nicht primärer Aspekt sozialer Ordnung sei und sich die Geschlechterdifferenz, gemessen an der sozialen Praxis, wenig präsent zeige. Es dränge sich vielmehr das Gemeinsame, Ähnliche und Anteilige auf: «Geschlecht erscheint mir eher als eine sozial eingebundene und kulturell überformte, naturgegebene (aber natürlich nicht ewig-biologische) Gemeinschaft, in der Frau und Mann durch die Gemeinsamkeit des Lebensvollzugs sinnvoll aufeinander bezogen sind» (S. 44). Er kritisiert an der Geschlechterforschung, sie würde sich oft zu stark am gelehrten Diskurs orientieren und weniger an die Primärquellen gehen, zu wenig nach historischem Wandel und spezifischen Zeitgenossenschaften fragen.

Derselben Thematik widmet sich *Waltraud Pulz* in ihrem Aufsatz «Frauen und Männer – Fasten und Völlen?», bei dem es um aussergewöhnliches Essverhalten in der Frühen Neuzeit geht. Die Autorin führt den Leser und die Leserin zu der Erkenntnis, dass Frauen fasten und Männer häufig völlen, reflektiert diesen Befund allerdings kritisch im Hinblick auf die Frage, ob er nicht gar Ergebnis der zweigeschlechtlichen Struktur der vorausgehenden Fragestellung sei. Bei näherem Hinsehen nämlich erweisen sich die Prozesse der Zuschreibungen und Definitionen als ungleich komplexer, es sind Asymmetrien, Unstimmigkeiten und Gegenläufigkeiten zwischen den verschiedenen Bereichen der binären Klassifikation auszumachen. Waltraud Pulz kommt zu folgendem Fazit: «In der Frühen Neuzeit sind die Geschlechterrollen inkohärenter, noch nicht so fest gefügt, eine eindeutige Abgrenzung geschlechtlicher Identitäten hat trotz aller Unterscheidungskriterien weder im gelehrten Diskurs noch... in der Lebenspraxis stattgefunden» (S. 223).

Mit dem Thema «Der gute schlechte Geschmack. Geschlechterdiskurse und Konsumkritik um 1900» richtet *Gudrun M. König* für die Zeit um 1900 ihren Fokus auf Gebrauchs- und Repräsentationsgegenstände der massenindustriellen Produktion, auf die damit einhergehenden, sich verändernden Konsumgewohnheiten sowie auf die diskursiven Strategien eines Kunstgewerbes für «Minderbemittelte». Im Mittelpunkt ihrer Betrachtung steht die Verbindung zwischen Sachkultur und Gender-Forschung. Sie kommt in ihrem Beitrag zum Schluss, dass sich keine starre Trennung von weiblich/männlich oder öffentlich/privat offenbare, vielmehr sei eine Verzahnung wahrzunehmen. Die Analyse des Geschmacksdiskurses hat gezeigt, dass «Frauen in ihrer Verantwortung für die häusliche Ausstattung hinaus in den öffentlichen Raum als Konsumentinnen [gewiesen wurden], und zugleich wurde die Kompetenz der Männer für Geschmacksfragen im Haus installiert» (S. 424). Von einer Eindeutigkeit der Kategorien männlich und weiblich kann, so folgert König, bereits um 1900 keine Rede mehr sein.

Für die gegenwartsbezogenen Forschungsbeiträge sei exemplarisch derjenige von *Gisela Welz* genannt, die sich dem Thema Tourismus («Fremde Frauen. Kulturelle Differenz und Geschlechterbeziehung im Tourismus») widmet. Die Autorin fordert die stärkere Einbeziehung der Geschlechterspezifika in touristische Handlungsmuster und Erfahrungen, der Tourismus müsse Gegenstand der Geschlechterforschung werden, «die nicht nur Gender als kulturelles Konstrukt betrachtet, sondern danach fragt, wie sozial verschieden positionierte, das heisst mit unterschiedlicher Macht ausgestattete Gruppen gesellschaftliche Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit sich aneignen, aushandeln, verändern oder auch ablehnen» (S. 392). Welz plädiert zudem für die Analyse kultureller Praktiken, durch die die Akteure Geschlechtskonzepte und Geschlechterbeziehungen spezifisch realisieren, verkörpern, erfahren und transformieren.

Der vorliegende Tagungsband weist eine enorme Themenbreite auf, die sich vor allem in den zahlreichen Beiträgen der verschiedenen Sektionen wie Körpersymbolik, Körperbilder, Sprache und Tradierung, Ritual, Brauch, Religion, Politik, Ideologie, Geschlecht und Identitäten, Kleidung, Lebensstile, Technik und Geschlecht sowie Innenräume, Aussenräume finden. Zahlreiche Beiträge nehmen ihren Ausgangspunkt oft in der Frage nach den Unterschieden zwischen den Geschlechtern, selten werden explizit Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten zwischen ihnen befragt. Das ist durchaus legitim, doch sollten beide Aspekte Berücksichtigung finden. Zudem scheint das Tagungsthema vorstrukturierend gewirkt zu haben, denn die «klassische» Dichotomie «Männlich. Weiblich» wird zuungunsten der Dif-

ferenzen und Gemeinsamkeiten innerhalb eines Geschlechts in den Vordergrund gedrängt. Dennoch gibt dieser Band durch seine thematische Mannigfaltigkeit Denkanstöße für die weitere Arbeit der Geschlechterforschung im Fach Volkskunde.

Sabine Allweier

MATTHIAS REIBER: Anatomie eines Bestsellers. Johann August Unzers Wochenschrift «Der Arzt» (1759–1764). Göttingen: Wallstein 1999. 439 S. (Das achtzehnte Jahrhundert: Supplementa, 8).

Der berühmte Berner Arzt und Universalgelehrte Albrecht von Haller notierte 1771, man habe bis zum Erscheinen von Unzers Wochenschrift «Der Arzt» kaum einmal ein deutsches Buch zu Gesicht bekommen, das «über so ernsthafte Materien mit solcher Anmuth und Lebhaftigkeit geschrieben worden ist». Sein Urteil dürfte für die Einschätzung der meisten zeitgenössischen Leser repräsentativ gewesen sein, die an einer Schrift Gefallen fanden, die sowohl «unterrichtete» als auch «entzückte». «Der Arzt» erfüllte damit auf ideale Weise die Anforderungen der Aufklärungspoetik, wonach Dichtung das Nützlich-Lehrhafte mit dem Unterhaltenden und Angenehmen zu verbinden hatte. Der Erfolg der Wochenschrift war ohne Beispiel. Der in Altona praktizierende, weitgehend unbekannt Mediziner und Journalautor Unzer wurde so über Nacht zu *dem* Arzt seiner Zeit. Unzer war in Deutschland, später auch in anderen Teilen Europas die wohl am häufigsten konsultierte Autorität in Gesundheitsfragen.

Unzer war aber auch ein Meister der Satire, die er taktisch-didaktisch geschickt für seine Zwecke einsetzte. Mit der Satire gab er die Laster dem Spottpreis und forderte gleichzeitig den Leser/die Leserin auf, darüber nachzudenken, was stattdessen im Sinne einer aufgeklärten Sicht der Dinge zu tun und zu lassen sei. Dieser gekonnte Umgang mit der Satire – sie kam bei Unzer meist im Gewand des fingierten Leserbriefes daher – hat dazu geführt, dass er von der zeitgenössischen Literaturkritik in den Rang der besten deutschen Schriftsteller gehoben wurde.

Matthias Reiber hat in seiner verdienstvollen Studie – es handelt sich um die erweiterte Fassung einer medizinhistorischen Dissertation, die an der Universität Tübingen eingereicht wurde – nicht nur das zentrale Werk der aufklärerischen Populärmedizin analysiert, sondern gleichzeitig die wahrscheinlich erfolgreichste deutschsprachige Wochenschrift ihrer Zeit. Damit wurden selbstredend die Fachgrenzen der Medizingeschichte in Richtung Medienhistoriographie überschritten. Die Kernfrage lautete dabei, wie der herausragende Erfolg des «Arztes» zu erklären sei. Als Mediziner geht Reiber in der Manier eines Anatomen an die Analyse von Unzers Bestseller: Er legt zuerst die ideengeschichtlichen Hauptwurzeln des Werkes frei und lokalisiert diese im fruchtbaren Boden der Halle'schen Frühaufklärung, widmet sich anschliessend den literaturhistorischen Entwicklungssträngen in der Hamburgischen Aufklärung, die zum «Arzt» hinführen, und nimmt schliesslich das Wesen sowie – sehr gründlich – Rezeption und Wirkung des «Arztes» unter die Lupe. Als bibliographische Dokumentation werden am Schluss der Studie sämtliche heute verfügbaren Schriften Unzers einschliesslich seiner bisher nicht bekannten Rezensionen für Friedrich Nicolais «Allgemeine deutsche Bibliothek» angeführt.

Ein Blick auf die Themenkreise des «Arztes» bestätigt die durch und durch aufklärerische Intention des Herausgebers: Fragen der allgemeinen Lebensordnung und der persönlichen Lebensgestaltung nehmen den meisten Raum ein. Oder anders ausgedrückt: Wer die Regeln der allgemeinen Lebensordnung kennt und zudem beherzigt, was medizinisch vernünftig und sittlich richtig ist, der hat sein Leben schon so eingerichtet, dass er gegen die schlimmsten Angriffe auf seine Gesundheit gefeit ist. Demgegenüber stehen kurative Aspekte der Heilkunde und die medizinisch-theoretische Forschung auffällig zurück. Wo Einzelaspekte der Heilkunde beleuchtet werden, ist die Absicht des «Arztes» ersichtlich, zeittypischen und häufigen Beschwerden und Krankheitsbildern besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Dazu gehören die Themenkomplexe Verdauung/Alltagsbeschwerden/Hypochondrie, das Phänomen Fieber oder der Aspekt der Pockenkrankheit. Ein wesentliches Anliegen des «Arztes» war aber auch die Verbreitung von Kenntnissen, die dem medizinischen Laien ein Urteil über ärztliches Handeln erlauben. Dazu dienten die grosse Zahl von Artikeln, die dem ärztlichen Selbstverständnis im Spannungsfeld von Universitätsmedizin, Laienmedizin und Scharlatanerie gewidmet sind. Entsprechend dem Selbstverständnis der Aufklärer, die sich einem ganzheitlich ausgerichteten Wissensdiskurs über den Menschen verschrieben hatten, hat der «Arzt» oft auch Erkenntnisse aus anderen Fachgebieten herangezogen, wenn es darum ging, einen umfassenden Unterricht über den Menschen zu gestalten. Dazu gehörten beispielsweise ein Bericht über die Heilkunde und Lebensart der «wilden» Amerikaner.

Als Volkskundler stellt man sich bei der Lektüre von Reibers faktenreichem und fundiertem Werk die drängende Frage, weshalb Unzers «Arzt» von der volkskundlichen Forschung bisher kaum zur Kenntnis genommen wurde. Der Autor kann zwar belegen, dass der «Arzt» «die gebildeten Stände sicher, die niederen bürgerlichen Stände und das Landvolk wahrscheinlich nicht primär erreicht hat». Er gibt aber zu bedenken, dass die überaus erfolgreiche Publikation im Verlauf ihrer Wirkungsgeschichte, die bis ins 19. Jahrhundert hineinreichte, den sozialen Aktionsradius noch beträchtlich (nach unten) ausweiten konnte. Die vorliegende Studie ist für die Volkskunde Anreiz und passender Schlüssel zugleich, sich mit dem unglaublich wirkungsvollen Schaffen des Hamburger Bestsellerautors und Arztes Johann August Unzer auseinander zu setzen.

Roland Inauen

BASLER KOST. So kochte Jacob Burckhardts Grossmutter. Die Rezepte von Frau Deputat Schorndorff. Hg. und kommentiert von Andreas Morel; mit Beiträgen von Dieter Lendorff, Hans Georg Oeri, Rudolf Suter und Therese Wollmann. Fotografien von Martin Bühler. Basel: Schwabe 2000. 200 S., Abb. und Beilage (Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, 178).

Beim vorliegenden Basler Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige handelt es sich nicht – wie der Titel implizieren könnte – um ein alltägliches Kochbuch regionaler Spezialitäten, auch nicht um eine Sammlung altbewährter Rezepte aus Grossmutter's Küche. Einzig der Name des berühmten Basler Kunsthistorikers Jacob Burckhardt (1818–1897) verweist auf den Zeitraum und das soziale Umfeld, aus welchen die Rezepte stammen. Dies scheint auch der äussere Anlass, eine Rezeptsammlung mit dem Namen eines Gelehrten aus dem 19. Jahrhundert zu versehen, selbst wenn sie in Wahrheit von seiner Grossmutter mütterlicherseits stammt. Falls Jacob Burckhardt damit Bekanntheit machte, so wohl nur mit den Speisen, die ihm aufgetischt wurden. Mit dieser Art von Schriften kamen Männer seiner Zeit und seines Standes kaum in Berührung; sie wurden von der Mutter an die Tochter weitergegeben und verblieben meistens in der Küche, dem Arbeitsraum von Hausfrau und Diensthilfen. So waren auch die beiden Rezepthefte der Frau Deputat Schorndorff von Frau zu Frau, von Küche zu Küche gelangt, bis sie – nunmehr als historisches Dokument – dank den Bemühungen von Marise und Dieter Lendorff-El Rafii aus einer «alten Küchenschublade» zum Vorschein kamen und veröffentlicht wurden.

Im «Geleitwort» schildert *Dieter Lendorff* die Umstände, die zum Fund führten, sowie den Weg von ihren Verfasserinnen Anna Margaretha Iselin-Wetzel (1733–1821) und ihrer Tochter Maria Magdalena Schorndorff-Iselin (1760–1832) über sieben Generationen bis in die heutige Zeit. Mit der vorliegenden Publikation sollte vor allem dem kulturhistorisch interessierten Leser ein Dokument aus dem alten Basel angeboten werden, doch gingen die Bemühungen auch dahin, einzelne Rezepte für den Kochbegeisterten aufzubereiten. Die Bearbeitung erforderte zuerst die vollständige Transkription der Texte aus der alten deutschen Schrift, welche *Hans Georg Oeri* ausführte. Er stellt in einem weiteren Beitrag die Familie Iselin-Schorndorff vor und gewährt mittels Brief- und Tagebuchauschnitten einen kurzweiligen und spannenden Einblick ins historische Umfeld und die gesellschaftlichen Gepflogenheiten dieser Basler Bürgerfamilie.

Die 153 Rezepte aus dem Kochheft von Maria Magdalena Schorndorff-Iselin erscheinen in unveränderter Reihenfolge und originaler Schreibweise. Zum Verständnis für den heutigen Leser unterzog sie Andreas Morel einer minutiösen Bearbeitung und versah sie mit allen notwendigen Erklärungen. Wertvoll sind auch seine Kommentare, welche Gericht und Rezeptur in einen grösseren Zusammenhang stellen. Ein Verzeichnis der Rezepte nach Sachgruppen bietet einen guten Überblick und zeigt Besonderheiten wie die Zubereitung verschiedener Breie, die Verwendung von Hirn, Lunge, Maul und Nieren oder die Vielzahl von Süssspeisen, Kuchen und Küchlein. Unbekannte Benennungen wie «Mausohren» oder «Laubfrösche» verlocken zum Nachschlagen der Rezepte. Eine kleine Anzahl davon wurde von Andreas Morel zum Nachkochen dem heutigen Geschmack und der modernen Küchenpraxis angepasst. Diese Sammlung liegt dem Werk zusätzlich als Sonderdruck bei.

Unter «Marginalien zur Sprache» erläutert *Rudolf Suter* anhand einiger typischer Beispiele die sprachlichen Besonderheiten der Rezepte. Sie sind in einer von der Basler Mundart geprägten Umgangssprache verfasst, die Orthographie wurde, der Zeitepoche entsprechend, relativ frei gehandhabt. Der Einfluss der französischen Sprache äussert sich in der Verwendung von z. T. unverändertem, z. T. dem Deutschen angepasstem Vokabular. Des weiteren zeigt der Beitrag die Bildung der Diminutive dialektaler Fachausdrücke, erklärt alte Masse, Wörter mit gewandelter Bedeutung und solche, die aus dem Sprachgebrauch ganz verschwunden sind: ein kurzer, selbst für Nicht-Basler interessanter Exkurs in die Sprachgeschichte.

In seinem Beitrag «Zur Basler Küche um 1800» erläutert *Andreas Morel* Bedeutung und Verwendung von Kochbüchern sowie die zeitliche Entstehung dieser Gattung. Da von einer mündlichen Tradierung der alltäglichen Rezepte ausgegangen werden muss, lässt sich folgern, dass in den handgeschriebenen Kochheften eher spezielle Speisezubereitungen festgehalten wurden. Die vorliegende Rezeptsammlung war für den Eigengebrauch bestimmt und widerspiegelt ein Stück weit die persönlichen Vorlieben der Verfasserin. Das Manuskript darf folglich nicht als Spiegel der Basler Küche um 1800 betrachtet werden, es eröffnet nur Teilbereiche. Die eindrückliche Beschreibung der Küche und ihrer Ausstattung, der Verwendung des Holzherdes, der Kochgeräte, Kochtechniken und Arbeitsvorgänge ermöglicht einen spannenden Einblick in eine uns unbekanntere Welt. Richtigerweise wird auf die Unterschiede zur heutigen Speiseherstellung verwiesen, das Fehlen von Fertig- und Halbfertigprodukten, von Küchenmaschinen sowie die Herstellung von Konserven im Privathaushalt. Den Rezepten von Mus und Brei, dem «Fundament» schweizerischer Alltagskost, jenen von Kuchen und Kuchlein, typischen Festspeisen, und Hypokras, einem künstlich gesüßten und aromatisierten Wein, wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die berechtigte Frage, ob «Basler Kost» als Identitätsträger baslerischer Alltagskultur historisch greifbar sei, wird – mittels eines Rezeptvergleichs mit der «Basler Kochschule» von 1877 – bejaht.

Das vorliegende Neujahrsblatt bietet einen wertvollen Beitrag zur historischen Nahrungsforschung: Es zeigt, welche Nahrungsmittel und Zutaten dem städtischen Bürgertum um 1800 zur Verfügung standen und welche Speisen aufgetischt wurden. Andererseits ermöglicht es den Blick in einen Bereich der «niederen» Dinge und Tätigkeiten, in ein typisch weibliches Arbeitsfeld. Leider verrät es nicht, welche Speisen alltäglich waren und welche nur bei besonderen Gelegenheiten oder zu bestimmten Festen aufgetischt wurden. Insgesamt liefert die sorgfältige Bearbeitung viel Interessantes, abwechslungsreich dargeboten, nicht zuletzt auch dank den eindrücklichen Fotografien von Martin Bühler sowie einer Anzahl schöner Illustrationen.

Katharina Kofmehl-Heri

REINHARD JOHLER: Die Formierung eines Brauches. Der Funken- und Holepfannsonntag. Studien aus Vorarlberg, Liechtenstein, Tirol, Südtirol und dem Trentino. Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2000. 282 S., Bibliographie, Anhang (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 19).

Im März 1981 nahm Reinhard Johler an einer Exkursion für Volkskunde-Studierende der Universität Wien zum Schrunser Funken teil. Der krasse Unterschied zwischen dem selbst miterlebten, durch die Spezifik von Ort, Zeit und Akteuren geprägten Brauchgeschehen und einem negativen Zeitungsbericht erregte eine erste Neugierde: Wie und von wem werden Sinn und Bedeutung eines Brauches registriert und in der Öffentlichkeit verbreitet? Als Johler einige Jahre danach beim Funkenverbrennen der Vorarlberger Landesdelegation in Wien auf ähnliche Interpretationskontraste stieß, war auch sein akademisches Interesse geweckt und er griff das Thema der Brauchformierung am Beispiel des Funken- und Holepfannsonntags für seine 1994 abgeschlossene und hier, zum Glück für den kulturwissenschaftlich interessierten Leser, veröffentlichte Dissertation auf.

Bereits der Anhang vermittelt einen Eindruck des reichen Quellenmaterials. Literarische und filmische Verarbeitungen und Anspielungen auf den untersuchten Brauch, Gedichte sowie Lied- und Versertexte werden hier z. T. wörtlich wiedergegeben und deuten damit auf die verschiedenen Sphären kultureller Praxis, die den Brauch nicht nur formieren und in Szene setzen, sondern auch reflektieren. Zeitungen und frühe Fachjournale, ungedruckte Manuskripte sowie frühes Fragebogenmaterial sind sodann die gewichtigsten Quellen, die Johler in enormer Breite auswertet, um dem, was er die «Formierung eines Brauches» nennt, auf die Spur zu kommen.

In dem für die historische und vergleichende ethnologische Forschung wegweisendsten Teil II («Rekonstruktionen») legt der Autor eine detaillierte Ergründung des Entdeckens von Tradition vor. Er bietet hier eine dichte und vielschichtiger Darstellung dessen, was Eric Hobsbawm und Terence Ranger noch die «Erfindung» von Tradition genannt haben. Herausgearbeitet wird das Zusammenspiel von einer sich ausbildenden Volkskunde sowie den sich parallel entwickelnden Medien in der öffentlichen Sinnggebung lokalen Brauchgeschehens. Im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat sich in Zeitungen ebenso wie in der deutschen Volkskunde «eine spezifische kulturelle Perspektive durchgesetzt, aus der heraus Bräuche selektiv wahrgenommen und in einem vordefinierten Zusammenhang dargestellt werden – als etwas Ernstes, nahezu Sakrales und vom Banal-Alltäglichen jedenfalls Abgekoppeltes. Und so hat die Volkskunde in perpetuierender Beschreibung auch Realität in die Welt gesetzt: indem sie das «richtige» Verhalten während einer Brauchausübung genormt, eingefordert –

und damit vielleicht auch dem «homo ludens» (Huizinga 1987) ein Ende bereitet hat» (S. 13). Johler stützt sein Erkenntnisinteresse stark auf Eric Wolfs (und wohl auch Michel Foucaults) Einsicht, dass die Fähigkeit des Wissenschaftlers (oder Journalisten oder Brauchträgers), kulturellen Fakten und Handlungen Sinngehalt zu verleihen, letztlich auch eine Quelle der Macht ist (S. 17). Aus dieser Perspektive heraus erarbeitet Johler anhand des Brauchgeschehens am ersten Fastensonntag in den ausgewählten, peripheren Regionen eine Geschichte der Hierarchien kulturellen Wissens: Wer und was setzt sich durch und fasst Fuss auf immer breiterem öffentlichen Horizont? Wie kommt es dazu, dass aus der Philologie entstandene Rekonstruktionsthesen sich in Brauchinterpretationen niederlegen? (Diese Frage wird auch im IV. Teil, anhand der Brauchforschung in Österreich, referiert.) Johler besticht hier insbesondere durch sein detailliertes Wissen bekannter sowie auch vergessener Forscher (von den Brüdern Grimm oder Ignaz Zingerle bis zu Franz Josef Vonbun) und deren Lehr-, Lern- und Wissensverbindungen.

Im III. Teil, «Paradigmen», wird das Verkoppeln von Brauchsinngebung mit regionalen und letztlich nationalen Interessen herausgearbeitet. Die Komplexität des Prozesses wird hier deutlich, handelt es sich doch im letzten Jahrhundert der Habsburger Monarchie nicht einfach um eine nationale Inanspruchnahme kultureller Praxen, sondern um ein Gegenüber- oder Nebeneinanderstellen verschiedener Kronländer und deren wiederum parzellierten Regionen. Der V. Teil untersucht die Fixierungen der wissenschaftlich und medial vorgelegten Interpretationen zwischen 1890 und 1920 (mit einem Zusatz für Nord- und Südtirol von 1920 bis 1970) anhand der fünf Regionen. Hier gelingt es dem Autor, dem übergreifenden Thema weitere Seitenäste beizufügen, wie z. B. die Diskussion um Sprachinseln und Sprachgrenzen und die Art und Weise, wie eine einmal fixierte Ursprungstheorie die Logik von Kulturkontakt zu umgehen wusste (S. 148 ff.). Anhand des Beispiels Vorarlberg wird im VI. Teil die Mobilisierung von fixiertem Brauch und anpassbarer Brauchinterpretation in den drei Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg nachvollzogen.

Johlers Arbeit darf weit über die Spezifik österreichischer Brauchforschung hinaus empfohlen werden. Sie leistet einen wesentlichen Beitrag zur Verflechtung von Fachwissen und gelebter Realität, ein Prozess, der sich in gewisser Weise auf alle Komponenten des volkskundlichen Kanons erweitern liesse.

Regina Bendix

HANS JOACHIM SCHRÖDER: Max Landowski, Landarbeiter. Ein Leben zwischen Westpreussen und Schleswig-Holstein. Berlin/Hamburg: Reimer 2000. 294 S., 13 Abb. (Lebensformen, 15).

Dies ist ein in mancher Hinsicht ungewöhnliches, sogar spannendes Buch, das zugleich Assoziationen zur «klassischen» Biographie von Franz Rehbein erweckt, der sein Leben als politisch aktiver Landarbeiter beschrieben hat. Sein Buch erschien 1911 und gibt einen hervorragenden Eindruck von den Lebensbedingungen des Landarbeiterdaseins in ostelbischen Gutsbetrieben der Kaiserzeit. Bald hundert Jahre später berichtet nun der Landarbeiter Max Landowski über sein Leben. Es unterscheidet sich von dem Rehbeins dadurch, dass es nicht durch einen Unfall an der Dreschmaschine unterbrochen wird. Gleichwohl aber ähneln sich beide Lebensläufe insofern, als auch Landowski gegen erfahrene Ungerechtigkeit seiner Gutsherrschaft aufbegehrt und deren Betonung sozialer Ungleichheit nicht unwidersprochen hinnimmt. Ein wesentlicher Unterschied besteht aber darin, dass Rehbein sein Buch selbst geschrieben hat, während Landowski seine Biographie über einen längeren Zeitraum einem Interviewer (Hans Joachim Schröder) erzählt, der das Transkript dann zu dem nun vorliegenden Text zusammengefügt hat. Über diesen Werdegang des Buches berichtet H.J. Schröder ausführlich in einem Nachwort, zugleich eine Art Resümee über den neuesten Stand der Oral-History-Forschung, verbunden mit recht aufschlussreichen Originalbeispielen aus den Interviews mit Max Landowski. Das jahrelange Zusammenwirken beider mit dem Ziel, Fragen und Antworten letztlich zu einem Buch zusammenzufassen, hat zu einem freundschaftlichen Verhältnis geführt, auf dessen Grundlage Max Landowski keinerlei Scheu hatte, alles, was ihm für seinen Lebenslauf wichtig schien, offen zu äussern. Das betrifft insbesondere seine detaillierten Schilderungen aus dem Krieg gegen die Sowjetunion, die nichts Heldenhaftes an sich haben, die vielmehr Abscheu über die Behandlung und massenhafte Ermordung russischer Gefangener und Zivilisten zum Ausdruck bringen, die er als zufälliger Beobachter wahrnehmen musste. Er hat es «nur» zum Gefreiten gebracht, dem vor allem im Winter 1941/42 nichts erspart blieb. Auch das erzählt er in allen Einzelheiten in der ihm eigenen ungekünstelten Sprache, und er macht auch daraus keinen Hehl, dass die notwendig gewordene Operation erfrorener Zehen, die zu seiner Entlassung als Versehrter führte, ihm nicht ungelegen kam. Man kann H.J. Schröder nur zustimmen, wenn er hervorhebt, «dass Landowski ohne Ausweichen und ohne Schonung über die schrecklichsten Erfahrungen seines Lebens spricht».

Den grössten Raum der Autobiographie nimmt das Arbeitsleben Landowskis ein: «Landarbeit und technische Entwicklung. Ende der vierziger Jahre bis Mitte der sechziger Jahre» und «Veränderungen im Arbeitsleben zwischen 1966 und 1981». Das ist insgesamt ein Zeitabschnitt, in dem sich der umstürzende agrarwirtschaftliche Wandel von den traditionellen Methoden der Handarbeit zu denen der Mechanisierung und Rationalisierung vollzogen hat. Der Agrarhistoriker kennt diese geradezu revolutionierenden Erscheinungen vor allem aus der Literatur. Hier liegt aber der seltene Fall vor, dass ein Landarbeiter, der sich kurzzeitig auf immer wieder Neues in der Landarbeit einstellen und die neuen Methoden – einschliesslich der Bedienung und Wartung von Maschinen – verantwortungsvoll beherrschen musste, darüber sehr fachmännisch zu berichten weiss. Er reflektiert nicht minder ernsthaft über das Für und Wider der «modernen» Landwirtschaftsarbeit, die dem Menschen wohl einige körperliche Erleichterungen verschaffte. Aber: «Das Arbeiten war für den Menschen angenehmer wie jetzt. Jetzt ist es quasi so ne kleine Hetze» und bringt allerlei gesundheitliche Schäden mit sich. Als Beispiele nennt er die chemische Düngung des Zerstäubens gegen Unkrautwuchs und Ungezieferbefall: «Ja und dann, als die chemische Bekämpfung einsetzte – das war schon ziemlich früh in den Fünfzigerjahren... – das ging ja katastrophal zu... Wurde E 605 verstäubt, und wir mitten drin. Wenn der Wind ungünstig passte, kriegten wir den Staub mitten ins Gesicht rein. Das war keine schöne Sache, das war ne ganz böse Arbeit! Da war das Hacken und so diese mechanische Unkrautbekämpfung besser» (S. 133). Andere Schäden entstanden durch den Lärm der Maschinen. «Der Lärm überschreitet weit das zulässige Mass. Und von Gehörschäden abgesehen entstehen ganz andere Schäden bei den Menschen, die sich da auswirken.» Er meint damit das höchst ungesunde Treckerfahren und stellt fest, «es gibt kaum heute Treckerfahrer, die ohne Gesundheitsschäden bis an die Rentengrenze rankommen. Die haben alle ausgeklapperte Bandscheiben. Bei den alten Bulldogs die Erschütterung! Das schüttelte nur immer so, und wie! Der Sitz, das war eine Schale aus Blech auf einer Feder. Das war alles. Gefedert hat das Ding schon, bloss es ging immer hin und her. Hast überhaupt kein ruhiges Sitzen gehabt» (S. 135). Auch Max Landowski trug Wirbelsäulenschäden davon, musste sich schliesslich beiderseits Hüftendoprothesen implantieren lassen und schied vorzeitig aus dem Arbeitsleben aus.

Landowski macht sich auch andere grundsätzliche Gedanken über die Rationalisierung der Landwirtschaft, durch die sich z. B. die Mentalität der Menschen verändert hat: Mit den Maschinen trat ja eine zunehmende Reduzierung menschlicher Arbeitskraft ein, und das bewirkte u. a. ein Absinken der Kommunikation und der Geselligkeit. Ehedem musste man zwar körperlich schwerer arbeiten, «aber man hat sich mal grade gemacht, hat auch mal – allein hat man selten gearbeitet – mit dem anderen paar Worte wechseln können, sich was erzählt. Und das war im Trecker ja alles vorbei. Du bist allein mit dem Motor da und dem kannst nichts erzählen» (S. 136). Der zunehmende Mangel an menschlichen Arbeitskräften bewirkte auch das Aufhören dörflicher Gemeinschaftsfeste. Statt des Erntefestes gab es nur noch Betriebsausflüge, freilich mit einem ganz anderen Erlebniswert, usw.

Schon bevor er als Letzter und als Invalidenrentner vom Hof seines Unternehmers fortgeht, hat sich Max Landowski in der Gewerkschaft organisiert, ist Vorstandsmitglied in einer Krankenkasse, Prüfungsberechtigter in einer landwirtschaftlichen Fachschule geworden, zieht sich dann aber mehr und mehr zurück auf das inzwischen eigene Haus, auf Familie und Verwandtschaft, auf gelegentliche Urlaubsreisen, auf ein Wiedersehen mit der einstigen westpreussischen Heimat. Doch über dies alles erzählt er eher emotionslos. Sein Leben war die Landarbeit mit allem Für und Wider. *Wolfgang Jacobeit*

HEIKE WIESCHIOLEK: «... ich dachte immer, von den Wessis lernen heisst siegen lernen!» Arbeit und Identität in einem mecklenburgischen Betrieb. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1999. 230 S. (Campus Forschung, 781).

Das, was sich nun schon seit zehn Jahren vollzieht, nämlich der Transformationsprozess zwischen ost- und westdeutscher Kultur und Lebensweise mit einer Fülle divergierender Phänomene, hat auch die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften auf den Plan gerufen, die sich zu Recht mit berufen fühlen, zur Annäherung und zum Ausgleich im Denken und Handeln der fast fünfzig Jahre voneinander strikt getrennten deutschen Bevölkerungsschichten beiderseits der Elbe beizutragen. Zu diesen Disziplinen zählt auch die Ethnologie mit ihren «Varianten» der Volks- und Völkerkunde, der Kulturanthropologie, Kulturgeschichte usw., als Zweig der Kulturwissenschaften überhaupt.

Die Anzahl entsprechender Publikationen wächst ständig. Das Ost/West-Thema scheint inzwischen fast zur Mode geworden zu sein, und es gibt sowohl zu meist examensbedingten Feldforschungen namentlich auf dem Lande, aber auch zur exegetischen Überprüfung von Methoden in der Praxis und in theoretischen Überlegungen bis zu Fragen der Gegenstandsbestimmung der Disziplin Anlass.

Beides gilt auch für das vorliegende Werk, eine Hamburger Dissertation von 1997, und die Autorin stellt als Erstes gleich die Frage: «Warum arbeitet eine Ethnologin in einem mecklenburgischen Betrieb?», will heißen: Eine westdeutsche Ethnologin arbeitet für eine gewisse Zeit als Praktikantin in dem Rostocker Werk für Schiffselektronik «Kompass», das sich um das Jahr 1994 in der schwierigen Phase der Neu- bzw. Umprofilierung von einem VEB zu einem marktwirtschaftlichen Unternehmen befand. Sie durchläuft dort mehrere Abteilungen tatsächlich als Praktikantin und sieht dies, da sich Gelegenheiten zu diskursiven Gesprächen mit ihren Kolleginnen und Kollegen bieten, als eine Form intensiver Feldforschung an. Darauf hat sie sich gewissenhaft vorbereitet und ist sich ihrer «Doppelrolle als Ethnologin und Praktikantin» bewusst. Vorbereitung heisst hier Kenntnisnahme und eigene Reflexionen über «Kultur als Forschungsgegenstand» im Allgemeinen und über «Die mentale Seite der Kultur: kulturelle Modelle» sowie über «Symbole und Kommunikation» im Besonderen. Hierzu hat sie sich einer grossen Anzahl einschlägiger Literatur bedient, in welcher besonders Titel von Ethnologen, Anthropologen aus der «Dritten Welt» von Bedeutung sind. Allein diese einmal vorzustellen und sie für das Vorhaben der Autorin angewandt zu haben, ist ein Verdienst der Arbeit. – Die Autorin hat sich sodann über ihr «Feld der Forschung» kundig gemacht, wozu u. a. eine Betrachtung zum (ehemaligen volkseigenen) «Betrieb und seiner Region» sowie dessen «Geschichte und Struktur» gehören, aber auch in einem eigenen Abschnitt das «Umfeld Mecklenburg-Vorpommern» berücksichtigt wird. – Diese Vorbemerkungen nehmen circa ein Drittel der Abhandlung ein. Die darin enthaltenen Überlegungen werden in den folgenden Kapiteln nicht mehr wesentlich reflektiert, sie sind aber in den Erörterungen zum Thema des Buches implizit vorhanden.

Heike Wieschiolek hat es gut verstanden, die für ethnologische Feldforschungen fast schon stereotype Metapher des «Eigenen und des Fremden» in die gegenwärtige Relevanz ihrer Betrachtungen gewissermassen umzudeuten. Sie beginnt diesen zweiten Teil der Abhandlung mit der Frage: «Eine andere Welt?» (Kap. 3) und begibt sich zur Antwort zunächst auf die «Suche nach einer deutschen Identität». Das ist zugleich eine kulturhistorische Betrachtung, die auch das 19. Jahrhundert mit einschliesst und mit der Feststellung endet, dass die deutsche Geschichte «nur bedingt als Quelle einer gesamtdeutschen nationalen kulturellen Identität» angesehen werden kann und «nur 74 Jahre – von 1871 bis 1945 – (als) ein deutscher Nationalstaat bestanden» hat, dessen «kleindeutsche Lösung von Anfang an umstritten war und zudem während dieser Zeit mehrfach die Grenzen drastisch veränderte» (S. 78). Nach 1945 führte dann die «sehr unterschiedliche soziale, wirtschaftliche und politische Alltagsrealität in DDR und BRD... (zu den) unterschiedlichen Ausformungen von kultureller Identität» (ebda.).

Diesen Verschiedenheiten auf den Grund zu kommen, ist das eigentliche Anliegen der Verfasserin. Ihr «Hauptinteresse» dafür galt in den Gesprächen den «Veränderungen der Arbeitswelt und dem Umgang mit dem neuen System nach der Wende» (S. 79), was bedeutet, dass sie vor allem aus der Sicht von DDR-Bürgern die Dinge betrachtet. Da gibt es nun eine Fülle von Einzelheiten, über die berichtet und reflektiert wird und die der Grund für die um 1994 vorhandenen Missverständnisse zwischen Ost und West gewesen sind. Sie beziehen sich grösstenteils auf die teilweise geradezu gegensätzlichen Auffassungen von Arbeit in der Praxis und im gegenseitigen Wertesystem. «Arbeit – das Herzstück des Sozialismus» heisst ein Abschnitt im Kapitel (4) «Der Kampf um die Arbeit», und von hier aus baut sich alles andere auf, was das doch notwendige Miteinander in dem Rostocker umzuprofilierenden Betrieb erschwerte, wenn nicht sogar verhinderte. Dazu gibt es ein eigenes Kapitel (6): «Kulturelle Modelle im betrieblichen Alltag» mit Abschnitten wie «Das Diktat der schwarzen Zahlen», «Zeit ist Geld», oder gar «Man muss ein Schwein sein», um durchzukommen, sich zu behaupten, denn Arbeitslosigkeit gilt für die Betroffenen als «Schicksalsschlag», den sie als DDR-Bürger nicht kannten und ihn in seiner existenziellen Gefahr kaum zu fürchten hatten.

In einem kurzen Kapitel (7) «Ossis und Wessis» zieht dann Heike Wieschiolek eine verallgemeinernde Bilanz, in der sie «Das Beharren der Ostdeutschen auf ihrer Identität» dem «Ärger der Westdeutschen über den ostdeutschen Eigensinn» gegenüberstellt. Damit hat sie das auch gegenwärtig durchaus noch vorhandene Defizit im eingangs erwähnten Transformationsprozess auf den Punkt gebracht. Sie wirbt gewissermassen um Verständnis für die vielen enttäuschten Ostdeutschen und appelliert im Interesse der erstrebten «Gleichheit» auch im Wertesystem an die Westdeutschen um entsprechendes Verhalten ihren «neuen» Kollegen und Mitarbeitern gegenüber.

Es ist ein auch für einen breiteren Leserkreis zu empfehlendes Buch, das es vermeidet, die behandelten Symptome ostdeutscher Kultur und Lebensweise in oft schwer verständlichem Theoretisieren eher zu verschleiern, statt sie offen und klar zu benennen und darzustellen.

Wolfgang Jacobeit

CHRISTIAN SCHMUTZ/WALTER HAAS: Senslerdeutsches Wörterbuch. Mundartwörterbuch des Sensebezirks im Kanton Freiburg mit Einschluss der Stadt Freiburg und der Pfarrei Gurmels. Unter Mitwirkung von Ingrid Hove Seewer (Etymologien), Barbara Bättig (Register) und Anna Haas (Zeichnungen). Freiburg: Paulusverlag 2000. 729 S. + Faltkarte «Senslerdeutsch» (Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde, 65).

Der lang gehegte Wunsch des 1926 gegründeten «Deutschfreiburger Heimatkundevereins» nach einem Mundartwörterbuch für die Bewohner des Sensebezirks – eines Puffergebiets zwischen Welsch-Fribourg und Bern – ist nach gründlichen Vorarbeiten erfüllt worden. Schon 1993 hatte Prof. Walter Haas an der Arbeitstagung alemannischer Dialektologen in Basel die von ihm entwickelten Grundsätze zum Aufbau eines solchen Werks dargelegt. Es sollte gleichzeitig Forderungen der Sprachwissenschaft befriedigen und «die Interessen der Laienbenutzer nicht ausschliessen». Noch deutlicher wird die Zielsetzung im Vorwort: «Als Benutzerinnen und Benutzer unseres Wörterbuchs stellen wir uns vor allem sprachinteressierte Laien vor» (S. 11). Der Inhalt soll demnach primär den rund 30000 Senslerinnen und Senslern den Rücken stärken und sie ermuntern «zum selbstbewussten Gebrauch ihres einzigartigen Dialektes» (S. 11). Nach diesen Grundsätzen übertrug der Germanist Christian Schmutz aus Tafers die vorhandenen schriftlichen Quellen in eine Datenbank, überprüfte einen Teil des Materials im Gelände und verfasste schliesslich aus den rund 11000 Stichwörtern Artikel, die von Walter Haas, dem «älteren der beiden Autoren», kritisch gegengelesen und mit Herkunftshinweisen ergänzt wurden.

Formal ist ein sympathisch laienfreundliches Buch entstanden, frei von Herablassung. Inhaltlich bietet es Wissenschaftlern wie Laien eine leicht zugängliche, erstaunlich reiche Ernte. Als Mundartwörterbuch stellt es im Gegensatz zu einem Wörterbuch der Schriftsprache keine Regeln auf über richtig und falsch. Es will ein möglichst getreuer, umfassender Spiegel des Kulturgutes Sprache sein, in dem Unterschiede von Ort zu Ort und zwischen den Generationen gleichwertig berücksichtigt werden.

Das Buch gliedert sich in Geleit- und Vorwort, allgemein verständliche Benutzerhinweise und Quellen, in das eigentliche Wörterbuch «Senslerdeutsch – Hochdeutsch» (S. 29–620) und in drei Spezialgebiete zum Senslerdeutschen: 1. Bezeichnungen für Menschen und Ortsbewohner (!), 2. Paradigmen von Pronomen und 3. lautliche Besonderheiten dieser höchstalemannischen Sprache im Vergleich zum Mittelhochdeutschen. Das hochdeutsche Register am Schluss (S. 633–724) ist keine blosser Umkehrung; vielmehr ermöglicht es dem «Sprachfremden» einen Einstieg ins Mundartwörterbuch.

Also, steigen wir ein: Unter dem schriftdeutschen Wort «rennen» stehen vierzehn Mundartverben; ein jedes ist ein Stichwort und führt einen Artikel an. Das Verb *renne/rönne* selbst fehlt im Mundartteil, denn es ist kein «besonderes, typisches Alltagswort des Senslerdeutschen» (S. 12). Dafür wird unter den vierzehn das von der Jugend gebrauchte *spyyde* – englisch *speed* (S. 468) – berücksichtigt. Gerade hier erweist sich, dass die leicht lesbare und deshalb bereits von vielen Deutschfreiburger Autoren verwendete Eugen-Dieth-Mundartschrift auch den lautlich strengen Anforderungen eines Wörterbuchs genügt. Vermisst wird einzig – in wenigen Einzelfällen – der Wortakzent: *ligelega* (S. 278), *Radyggü* (S. 397, ü ist Lautzeichen für offen gesprochenes u). Verschwiegen sei auch nicht, dass im Hochdeutsch-Register gefundene Stichwörter wie *Ggegg* (Cake) – *ggygge* – *gygele* (berndt. *gigele*) – *Giüss* – *gygampfe* wohl lautgetreu am richtigen Platz stehen, sich aber nicht so leicht finden lassen. Das zum Verb *gygampfe* gebildete Substantiv *Gygampfi* fehlt; ist es unbekannt im Sensebezirk? Sonst lässt es sich unterbringen in den leer gelassenen Seiten für «Eigene Notizen und Bemerkungen» (S. 725).

Unter den vierzehn Mundartverben für «rennen» steht auch *hudle*. Wie die übrigen ist es Stichwort mit eigenem Artikel (S. 266). Deutlich zeigt sich hier – alle Artikel sind formal gleich gebaut – die Kunst der Verfasser, das Stichwort nicht isoliert aufzuspiessen, sondern dank vielerlei Beziehungen in der Sprache leben zu lassen. Das schwach konjugierte *hudle* bedeutet 1. zerreißen, 2. rennen, 3. licherlich leben und 4. lang stark regnen, schneien. Und innerhalb jeder der vier Bedeutungsunterschiede sind Nuancen üblich: bei 2. rennen a) kindisch heruntollen und b) zu schnell rennen, stürzen. Ortsangaben mit Hinweisen, ob das Wort von älteren oder jüngeren Gewährspersonen verwendet wird, schriftliche Quellen, Beispielsätze, Zusammensetzungen, Synonyme, Antonyme, Verweise auf ähnliche Ausdrücke und Oberbegriffe stützen den klaren Bau, der schliesslich gekrönt wird mit einer vorsichtig abgefassten Etymologie oder mit dem Hinweis auf die entsprechende Stelle im «Schweizerdeutschen Wörterbuch».

Auch die Volkskunde wird berücksichtigt: Der Artikel *Multa* («Mulde», S. 334) z. B. weist auf den volkstümlichen Gebrauch als Lärminstrument bei unbeliebten Hochzeiten hin.

Eingestreute Karten zeigen räumliche Unterschiede und zeitlich bedingte Veränderungen in der Lautung, bei Wortformen und Bedeutungen. Um Beziehungen geht es auch in Tabellen, die verschiedene Aspekte vereinen, z. B. Art des Wetters und Intensität (S. 579) oder beim Verb «gehen» Geschwindigkeit und Sicherheit (S. 308).

Sorgfältig ausgeführte Strichzeichnungen – von der einfachen *Mälchtera* (S. 316) bis zur *Chränzlitraht* (S. 120) – rufen hilfreich nicht mehr gebrauchte Gegenstände in Erinnerung.

Wie kam dieser ganze Reichtum zusammen? Klug wurde beim Sammeln nicht von vorne begonnen. Christian Schmutz nahm Walter Henzens Materialsammlung von 1916 bis 1919 in eine Datenbank auf, ebenso die Aufnahmen zum «Sprachatlas der deutschen Schweiz» in Deutsch-Freiburg 1953–1956. Bereichert hat diesen Kern Peter Boschungs umfangreiche handschriftliche Wörtersammlung. Dazu wurde die gesamte «auf fast 200 Jahre zurückreichende Sensler Mundartliteratur» (S. 13) exzerpiert und zu Rate gezogen. Von diesen rund 11000 Wörtern boten 1260 irgendwelche Probleme. Deshalb erhob Christian Schmutz diese Wörter 1996/97 in denselben dreizehn Ortschaften, die schon die Exploratoren des Sprachatlases besucht hatten.

Benutzer werden zustimmen: Das Blättern in diesem «Lesebuch» wird tatsächlich zu einer belehrenden und unterhaltenden, ja vergnüglichen Beschäftigung. Möge es die Sensler ermuntern zum «selbstbewussten Gebrauch ihres einzigartigen Dialekts»!

Rudolf J. Ramseyer

LORENZ MÜHLEMANN: Die Zither in der Schweiz. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gümli-Genève/Bern: Zytglogge Verlag 1999. 160 S., Abb.

Kulturlandschaften leben bekanntlich von Artenvielfalt, Variantenreichtum und zahlreichen Nischen, in denen unzählige Formen spezialisierter und retardierender Phänomene ein mehr oder weniger gesichertes Dasein fristen. Unter diesem Aspekt ist eine Betrachtung der Geschichte und Entwicklung der europäischen Zithern in den vergangenen zwei Jahrhunderten wohl einer der interessantesten und spannendsten Untersuchungsgegenstände auf dem Gebiet der Instrumentenforschung – nicht nur unter rein organologischen Gesichtspunkten, sondern auch aus ethnologischer, soziologischer, sozialpsychologischer, evolutionstheoretischer und wirtschaftsstrategischer Sicht stellt sich das Thema als erkenntnisträchtiges Studienobjekt dar. «Die Zither in der Schweiz» lautet der Titel des Buches von Lorenz Mühleemann aus Konolfingen, das sich, tiefergreifender als es der Titel vermuten lässt, diesem komplexen Ansatz stellt. Es ist ein Buch mit populärwissenschaftlichem Anspruch, in erster Linie ein beeindruckender Bild- und Dokumentationsband, dennoch verharren die Ausführungen nicht in der empirischen Beschreibung, sondern sprechen fast zwangsläufig auch eine Vielzahl genereller musiksoziologischer Fragen an, die sich aus dem Thema ableiten.

Die Volksmusik der Schweiz gehört heute sicher zu den best dokumentierten Musikkulturen in Europa. Der von Brigitte Bachmann-Geiser verfasste Band «Schweiz» des «Handbuches der europäischen Volksmusikinstrumente» zählt inzwischen zur ethnoorganologischen Standardliteratur. Von derselben Autorin stammen mehrere Buch- und Tonträgerpublikationen zu den Zithern in der schweizerischen Volksmusik. Vor allem auf diese fundierten Arbeiten konnte Lorenz Mühleemann zurückgreifen und sie durch seine eigenen Beobachtungen und Überlegungen ergänzen.

Er gliedert die Darstellung in mehrere Gruppen: 1. Volksmusikinstrumente (Scheitholt und Häxeschüt, Kratzzither und Schwyzer Zither, Schlagzither und Glarner Zither), 2. Konzertzithern, 3. Streichzithern, 4. Griffbrettlose Zithern (Autoharp, Akkordzither, Violinzither). Die Halszithern werden nur kurz und cursorisch erwähnt, da sie als «Cistern» systematisch eine eigenständige Kategorie bilden, die mit Zithern nur den Namen gemein hat.

Die Geschichte der Zithern in der Schweiz kann als eigenständige Entwicklung gesehen werden. Zwar kamen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wichtige Anstöße aus Deutschland und Österreich, aber die Entwicklungen in der Schweiz sind keineswegs nur als Anpassungsleistungen, sondern als individuelle Ausprägungen, regionale Konservierungen und Variantenentfaltungen zu verstehen. Vor allem die Ausprägungen eines eigenständigen Scheitholtmodells, die Bewahrung der Tradition von Schwyzer und Glarner Zithern in der Innerschweiz bis in die Gegenwart, die intensive Pflege der Akkordzither in der deutschsprachigen Schweiz und vieles andere mehr lassen erkennen, dass es sich um eine weitgefächerte, traditionsbewusste und reiche Zitherkultur handelt.

Lorenz Mühleemann hat sich in den vergangenen Jahren einen internationalen Ruf als enthusiastischer Musiker, Sammler, Forscher und Pädagoge auf dem Gebiet der neuzeitlichen Zitherinstrumente erworben. Unermüdlich hat er sich vor allem jenen Zithern zugewandt, die weniger im Blickpunkt musikologischer oder organologischer Interessen stehen und die abseits der grossen musikalischen Entwicklungen ein eher ambivalentes Dasein fristen. Der methodische Ansatz für die Arbeit von Lorenz Mühleemann steht nicht unbedingt in der Kontinuität der wissenschaftlichen Literatur zur Zither. Bei einer nicht zu unterschätzenden Zahl von Zitherspielern dürfte er sogar auf generelle Ablehnung stossen. Was dem Aussenstehenden, dem Nicht-Zither-Spieler, von untergeordneter

Bedeutung ist, trennt die Welt der Zitherspieler radikal: Die Frage «Griffbrettzither oder griffbrettlose Zither?» wird nicht als Alternative oder Ergänzung betrachtet, sondern als grundsätzlicher Antagonismus. An dieser Stelle setzt Mühlemanns Kritik an, für ihn stehen nicht prinzipielle pädagogische Konzepte im Vordergrund, sondern die Frage nach musikalischen Möglichkeiten und Funktionen von Musikinstrumenten im konkreten kulturellen Kontext.

Etwa die Hälfte des Buches ist den griffbrettlosen Zithern gewidmet. Lorenz Mühlemann bearbeitet damit ein Feld, das in den traditionellen Standardwerken zur Zither nicht nur ausgeklammert wird, sondern in der Regel sogar pejorative Wertungen erfährt. Zum ersten Mal wird einer Instrumentenspezies Aufmerksamkeit gewidmet, deren massenhaftes Auftreten als industriell gefertigtes Produkt das allgemeine Image der Zither vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht unwesentlich beeinflusste. Der Autor versteht seine Ausführungen auch als Vorarbeit zu einer Typologie griffbrettloser Zithern, angesichts der Materialfülle ein lohnendes, umfangreiches Unterfangen. Man kann ihn dazu nur ermuntern. Ein Handbuch der europäischen griffbrettlosen Zithern wäre eine wichtige Publikation, nicht nur für Museen und Sammler.

Lorenz Mühlemann ist ein Enthusiast, der sich im Laufe seiner mehr als zwanzigjährigen Beschäftigung mit dem Thema Zither eine respektable Kompetenz auf seinem Fachgebiet erworben hat. Man verspürt das allenthalben beim Lesen, und die Darstellung verzichtet nicht auf subjektive Wertungen; stellenweise liest sie sich wie ein Plädoyer für verschmähte Musikinstrumente. Dabei bleibt jedoch eine kritische Distanz durchaus erhalten. Über das Pentaphon beispielsweise – eine kurz nach 1900 kreierte Streichbandzither – findet Mühlemann folgenden ironischen Kommentar: «Es ist mit einer maliziös-nekrotischen Eleganz ausgestattet, pendelnd zwischen versenkbarer Nähmaschine, unschuldigem Harmonium sowie depressivem Panzerschrank, und verdient im Guinnessbuch der Weltrekorde unter der Disziplin «wie macht man Einfaches kompliziert» einen ewigen Eintrag» (S. 43).

Das letzte und abschliessende Kapitel nutzt der Autor zur Beschreibung des von ihm initiierten und betriebenen «Schweizer Zither-Kultur-Zentrums in Konolfingen» – quasi als Eigenwerbung, aber auch noch einmal, um eine Vorstellung zu vermitteln, auf welche Materialfülle, Quellenbestände und praktischen Erfahrungen er seine Darstellung gründete. So gesehen ist es zu bedauern, dass das Buch nur mit einem recht spärlichen Literatur- und Quellenverzeichnis versehen wurde, das hätte man sich doch etwas ausführlicher gewünscht.

Das Buch kann allen Zitherspielern, -liebhabern und -forschern zur Lektüre empfohlen werden. Der Informationswert ist schon allein aufgrund des umfangreichen Abbildungsteils hoch. Vielleicht trägt es dazu bei, das Verständnis für die divergierenden Entwicklungsstränge zu fördern und die Zither als weitverzweigte Familie mit wechselseitigen Beziehungen zu betrachten.

Andreas Michel

JEAN-FRANÇOIS POUURET: Coutumes et coutumiers. Histoire comparative des droits des pays romands du XIIIe à la fin du XVIe siècle. 2 vols. Partie 1: Sources et les artisans de droit; Partie 2: Personnes. Berne: Staempfli 1998. XXXVII, 503; 663 p.

Der Verfasser, em. Professor für Rechtsgeschichte und Zivilprozessrecht an der Universität Lausanne, hat in diesem auf fünf Bände angelegten Werk ein umfangreiches Fresko der mittelalterlichen Rechte der romanischen Gebiete der Schweiz begonnen. Die geographische Eingrenzung wird auf der Karte auf S. XXXVII dargestellt. Es handelt sich hierbei um die heutigen Kantone Genf, Waadt, Freiburg, Neuenburg, Jura sowie den Chablais und das (französischsprachige) bischöfliche Wallis. An diese Reihenfolge der hier aufgeführten Kantone und Kantonsteile hält sich der Verfasser jeweils in einem Abschnitt.

Im ersten Band behandelt der Verfasser 1. die Gewohnheit (*coutume*), 2. das schriftliche Recht, 3. die historischen Quellen und die Zuständigkeit, Rechtssätze zu erlassen, 4. die Schöpfer bzw. Finder des Rechts und 5. die Gerichtshöfe. Im zweiten Band lauten die Abschnitte übersetzt 1. Von der Geburt bis zum Tode: der Zivilstand, 2. Eheliche und Uneheliche, 3. Die Stellung der Minderjährigen und der Handlungsunfähigen, 4. Der Schutz der Handlungsunfähigen, 5. Die Stellung der Frau, 6. Die Gliederung der Gesellschaft, 7. Einzelne Gesichtspunkte betr. Schutz der Person und 8. Die Gemeinschaft als Rechtssubjekt.

Der Verfasser behandelt den Stoff aus rechtshistorischer Sicht aufgrund einer Fülle von gedruckten und ungedruckten Quellen (vgl. Bibliographie Partie I, S. XVII ff.). Der behandelte Stoff und insbesondere die vielfach in den Fussnoten zitierten Quellen sind aber auch für den Volkskundler von Interesse, da sie für viele Bräuche und Rechtsbräuche in der französischen Schweiz die historische Erklärung liefern. Auch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Autor sämtliche Archive der französischen Schweiz «durchgeackert» hat.

Der Titel «Coutumes et coutumiers» bedeutet nur für den Laien eine Beschränkung auf das Gewohnheitsrecht. In Wirklichkeit war alles Recht Gewohnheitsrecht, bevor es zur eigentlichen Gesetzgebung kam. Da der Verfasser seine Darstellung zeitlich mit dem Ende des 16. Jahrhunderts abschliesst, ist der Titel somit zutreffend, auch wenn die gesamte Rechtsordnung der romanischen Schweiz zur Ausführung kommt, da von einer normativen Rechtssetzung frühestens ab dem 15. Jahrhundert die Rede sein kann.

Aus Platzgründen muss hier auf eine eingängige Besprechung der für den Volkskundler relevanten Teile verzichtet werden. Der Hinweis soll genügen, dass die hier angezeigten beiden Bände – und vermutlich auch die drei weiteren noch nicht erschienenen – künftig zum unentbehrlichen Rüstzeug auch für den Volkskundler, der sich mit dem französischen Teil der Schweiz befassen will, gehören werden.

Theodor Bühler

Ákos DÖMÖTÖR (Hg.): *Hösök és vértanúk. Mondák és visszaemlékezések a szabadságharcról*. Budapest: Magyar Néprajzi Társaság 1998. 150 S., Ill.

Die Sammlung von Zeugenaussagen zum Freiheitskampf der Ungarn erschien zum 150-jährigen Jubiläum der Revolution von 1848. Damals wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und gleiches Recht vor dem Gesetz für alle verlangt. Der Wortführer dieser Forderungen war Lajos Kossuth; ihm nahe stand aber auch der junge ungarische Dichter Sándor Petöfi. Diese beiden herausragenden Gestalten der ungarischen Revolution beschäftigten die Fantasie des Volkes über alle Massen. Zudem fanden auch Aussagen über die dreizehn Anführer, die 1849 in Arad nach der Niederschlagung des Freiheitskampfes hingerichtet wurden, Eingang in das Ethnologische Archiv (EA) in Budapest.

Der Herausgeber *Ákos Dömötör* untersucht einleitend jene Elemente, die – der mündlichen Tradierung verpflichtet – volkskundliche Motive sind, welche die historische Wahrheit ausschmücken und z. T. verfälschen; daneben gibt es aber auch Elemente, die eindeutig märchen- oder zauberhafte Züge tragen. Lajos Kossuth dient dabei als Kristallisationspunkt, denn um seine Person ranken sich die meisten Geschichten: seine wunderbare Geburt und Taufe, seine Rede vor dem Kaiser Franz Joseph, seine Errettung vor dem Feind trotz verräterischer Freunde u.a.m. Sándor Petöfi, der zweite grosse Volksredner, teilt mit dem Anführer das Wunder der Geburt, galt er doch als Glückskind, da er in der Neujahrsnacht 1823 geboren wurde, sowie die mysteriösen Umstände seines Verschwindens. Das Volk wollte seinen Tod bei Segesvár (Rumänien) nicht hinnehmen, umso mehr, als sein Leichnam bis heute nicht eindeutig identifiziert werden konnte.

Das Büchlein überrascht mit der Abbildung zahlreicher Volksbücher, die 1848 erschienen. Die Titelbilder stellen im Allgemeinen einen ungarischen Husar hoch zu Ross dar; überraschenderweise krümmt sich auch mal ein Türke am Boden (S. 47), obwohl die Besetzung Ungarns durch die Türken bereits 1686 zu Ende gegangen war! Alle Zeugenaussagen sind in der Originalorthographie wiedergegeben und mit Quellenangaben versehen. Es ist ein lebendiger und – je nach Parteinahme der Zeugen – z. T. in sich widersprüchlicher Beitrag zum Weiterleben der Volkshelden im Bewusstsein der Nachwelt, der die grosse Historie durchaus zu bereichern und zu ergänzen vermag.

Paula Küng-Hefti

CHRISTOPH SCHMITT (Hg.): *Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur*. Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag. Münster: Waxmann 1999. 431 S., Abb. (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 1).

Die Festschrift für den Rostocker Erzählforscher und langjährigen Leiter des Wossidlo-Archivs Siegfried Neumann führt den Anspruch der Erzählforschung, Wesentliches und Wesenhaftes über den Menschen auszusagen, im Titel und vereint darunter 22 Beiträge in vier Themengruppen, die tatsächlich die grosse motivische, mediale und regionale Vielfalt und Allgegenwärtigkeit des Erzählens eindrucksvoll vor Augen führen.

Überlegungen zu Theorie und Geschichte volkskundlicher Erzählforschung stehen am Anfang: So eröffnet *Hermann Strobach* den Band mit grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von mündlicher und schriftlicher Überlieferung (S. 15–24). Auch der anschliessende Beitrag von *Ines Köhler-Zülch* («Diskurs über den Ton», S. 25–30) befasst sich mit Mündlichkeit, allerdings mit deren vermeintlicher Wiedergabe in Erzähl-Sammlungen des 19. Jahrhunderts. Mit völkischen Märcheninterpretationen (S. 91–110) befasst sich *Kai Detlev Sievers*. Im Mittelpunkt seiner Analyse stehen die teilweise krampfhaft

und banal anmutenden Versuche Joachim K. Niedlichs, germanische Mythologie und christlichen Glauben zur Schaffung eines neuen «Deutschbewusstseins» zusammenzubringen. Die übrigen Beiträge des ersten Teils setzen regionale Schwerpunkte: So stellt *Brigitte Emmrich* die weitgehend unbekanntes Sammlung Josef Wagners vor (S. 51–68), die dieser in der Zwischenkriegszeit in Nordböhmen zusammengetragen. Neumanns Schülerin *Susanne Hose* widmet sich sorbischen Kurzerzählungen und Arbeitserinnerungen «komischen Inhalts» (S. 69–90), während sich *Leander Petzoldt* (S. 111–138) der Geschichte der Erzählforschung in Österreich zuwendet und *Vilmos Voigt* (S. 139–147) europäische Elemente und Determinanten in der ungarischen Folklore aufzeigt.

Im zweiten Teil der Festschrift stehen Erzählmotive im Vordergrund. Die Evolution einer Sage vom Ursprung dreier slawischer Völker zeigt *Aleksandr S. Myl'nikov* (S. 151–156). Ausführlich und vor sozialgeschichtlichem Hintergrund stellt *Reimund Kvideland* (S. 157–164) die Lieder norwegischer Gleisbauarbeiter dar, in denen sie ihre von harter und gefährlicher Arbeit, wechselnden Arbeitsorten und sozialer Isolation gekennzeichnete Lebenssituation artikulierten. Traditionellen Motiven und Stoffen in *Contemporary Legends* geht *Ingo Schneider* nach (S. 165–180) und weist insbesondere «Entsprechungen in der Schwankliteratur» (S. 176) nach. Beim gegenwärtigen Erzählen bleibt auch *Wilhelm Nicolaisen* (S. 181–190), der in modernen Sagen, die im weitesten Sinne um das Phänomen Einbruch kreisen, Anzeichen einer «universellen Xenophobie» und Angst um die «wohlgeordnete Häuslichkeit oder das Leben» erkennt (S. 190). Beschlossen wird der zweite Teil von *Linda Déghs* Interpretation von acht Varianten des Schwanks *The Bet* (S. 191–200), in dem der Überlistete materiellen Verlust und sexuelle Blossstellung erleidet, als Angriff auf «people in power» (S. 200).

Der dritte und kürzeste Abschnitt des Bandes vereint vier Beiträge zum Thema medialer Transformation von Erzählstoffen. Den engen Zusammenhang zwischen Erzählmotiv und bildlicher Darstellung in Massenmedien zeigen *Lutz Röhrich* am Beispiel von Cartoons zur Psychoanalyse (S. 251–284) und *Wolfgang Mieder* für Sagwörter (Wellerismen, S. 223–250). Interdisziplinär ausgreifend stellt *Siegfried Becker* am mittelalterlichen Legendenstoff der Mantelspende Analogien her zwischen vormoderner Heiligenverehrung und modernem Personenkult (Lady Di) und zwar vor allem hinsichtlich der manipulativen «Macht der Bilder» (S. 206). *Helmut Fischer* führt auf der Grundlage von Rundfunkbeiträgen den Begriff «Magazingeschichten» ein für kurze Erzählungen «sekundäre[r] Oralität», deren Themen angesiedelt seien im «Anekdotische[n], Sagenhafte[n] [...] Erlebte[n] und Realistische[n]» (S. 300).

Im Zentrum des vierten Abschnitts schliesslich steht Mecklenburg-Vorpommern, das in Siegfried Neumanns Biographie und Forschungsarbeiten stets eine herausragende Rolle spielte. Festschrift-Herausgeber *Christoph Schmitt* verfolgt «Voss un Haas» (Fuchs und Hase) im «early comic strip» (S. 306) der regionalen Kalenderproduktion (S. 303–324) über einen Zeitraum von fast einhundert Jahren und zeigt die Inhalte und Funktionen der seriellen Bildgeschichten im jeweiligen historischen Kontext auf. Mit der Arbeit Richard Wossidlos, des Nestors der mecklenburgischen Erzählforschung, befassen sich *Kathrin Pöge-Alder*, die Wossidlos Umgang mit einem Erzähler rekonstruiert (S. 325–344), und *Ralf Wendt*, der einen Briefwechsel Wossidlos mit einem Beiträger, dem ebenfalls der Heimat-(kunst) Bewegung nahe stehenden Goldschmied Ludwig Düwahl, zugrunde legt (S. 345–355). Den beiden pommerschen Erzählforschern Otto Knoop und Ulrich Jahn und ihrer Rivalität widmet *Karl-Ewald Tietz* seinen Beitrag (S. 371–388). Einen gänzlich anderen Zeit- und Themenstrang nehmen *Irma Rösler* und *Karin Moeller* in ihrem Beitrag zum Hexen- und Teufelsglauben in mecklenburgischen Gerichtsakten des 16. bis 18. Jahrhunderts auf (S. 357–370). Die Suche nach einer Hymne für das nach der Wende entstandene Bundesland Mecklenburg-Vorpommern zeichnet im letzten Beitrag *Heike Müns* nach. Anhand der Einsendungen für einen Heimatlieder-Wettbewerb, der 1993 ausgeschrieben wurde, zeigt sie die populären und überwiegend konventionellen textlichen und musikalischen Motive, die zur Charakterisierung des Landes herangezogen wurden.

Eine Auswahlbibliographie Siegfried Neumanns beschliesst den sorgfältig redigierten und ansprechend gestalteten Band und zeigt das breite Spektrum von Neumanns erzählforscherischem und volkskundlichem Werk.

Heinke M. Kalinke

GIOVANNA MEYER-SABINO: Un sud oltre i confini. L'emigrazione calabrese in Svizzera. L'avvenire dei lavoratori. Zurigo 2000. 175 p., ill. (Quaderni Monografici; Terza serie, 1).

Die Geschichte der Wanderbewegungen zwischen Italien und der Schweiz (und umgekehrt) ist ein faszinierendes Paradigma des Kulturkonflikts- und -austausches. Lange Zeit Gegenstand intensiver soziokultureller Untersuchungen in der Schweiz, ist das Thema in den letzten Jahrzehnten etwas in den

Hintergrund getreten, da andere Immigrationsströme drängendere Fragen aufwarfen. Doch bleibt die Wanderbewegung Italien–Schweiz das ideale Feld für Beobachtungen der *longue durée*. Giovanna Meyer-Sabino ist eine ausgewiesene Spezialistin des Themas, seit ihrer Untersuchung zur Zweiten Generation («La generazione della sfida quotidiana») aus dem Jahre 1987. Sie zieht in dieser Arbeit eine Bilanz des Forschungsstandes, vor dem Hintergrund eines weiten geschichtlichen Freskos, das die soziale und wirtschaftliche Entwicklung Süditaliens unter den Bourbonen und nach der Einigung Italiens skizziert. Dabei erweist sich – auch aufgrund neuer internationaler historischer Studien – der Süden weitgehend als Verlierer, indem der ursprüngliche Reichtum nach der Einigung in den Norden abfloss und dort in den Industrialisierungsprozess investiert wurde. Unterentwicklung, Pauperismus und Auswanderung waren die Folgen.

Im zweiten, mit «Il presente» überschriebenen Teil kommen die Einwanderungsbedingungen für Kalabresen nach dem Zweiten Weltkrieg zur Sprache, die in der Rückschau keinen Anlass zur Genugtuung für uns Schweizer bieten. Die Konsequenzen für das Individuum, die Familie usw. werden aufgezeigt und – volkskundlich besonders interessant – die Vereinsbildung als gesellschaftliche Auffanginstitution. Ein letzter Teil wendet sich dem «Futuro» zu, den Zukunftsaussichten vor allem für die Region Kalabrien. Dabei kommt Meyer-Sabino auf die Rolle der Einwanderer als Kulturvermittler zu sprechen, mit den wechselseitigen Auswirkungen auf das Herkunfts- und das Gastland, auf die weiterhin zentrale Rolle der Familie als Sozialisationsagentur.

Die Arbeit der Autorin besticht durch die Dichte der Information und die Ausgewogenheit im Urteil. Sie hätte mehr als eine Kurzbesprechung verdient.

Paul Hugger

THESAURUS PROVERBIORUM MEDII AEVI. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters. Hg. vom Kuratorium Singer der Schweiz. Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Begr. von Samuel Singer; Wiss. Leitung: Ricarda Liver u.a. Berlin: Walter de Gruyter 1995 ff. Bd. 5: Gewohnheit – heilen. 1997. 476 S.

Was über die ersten vier Bände grundsätzlich vermerkt wurde (SAVk 94, 1998, 111 f.), soll hier nicht wiederholt werden. Wir widmen uns mehr der Quantität einzelner Artikel und verweisen zudem auf die ausführliche Besprechung des Münsteraner Spezialisten Tomas Tomasek in der «Zeitschrift für deutsches Altertum» 1998, S. 199–203.

Es ist ein ausgesprochen religiöser Band im sonst auch sehr religiösen Mittelalter. Der umfangreichste Artikel behandelt Sprichwörter zum Sinnbezirk Gott, nicht weniger als 1443 Einträge sind angeführt (S. 135–209, gegliedert in 43 Abteilungen mit weiteren 231 Unterabteilungen). Vor kurzem war ich an der Jahresversammlung einer katholischen Buchgenossenschaft. In den Geschäftstraktanden fiel nie das Wort Gott. Grössere Gottferne zum *saeculum obscurum* ist kaum denkbar, oder wir sind scheu geworden. Das Mittelalter kannte diesbezüglich keine Scham, denn für alles wurde er bemüht. Über den Papst etwa ging das Bonmot: «Der Papst ist der irdische Gott.» Gnade liefert 165, Glauben gar 345 Einträge, und auch mit «Glück» (747) war nicht nur die Fortuna der Römer gemeint. Am zweitgrössten fällt das Stichwort «Gut» aus, das adjektivisch und substantivisch verwendet wird und 965 bzw. 281 Belege bietet. Mehr sachbezogen sind «Haben» (mit 301), Hand (404), Haupt (188), Haus (213) und Haut (242).

Die kurze Rezension endet mit dem Schluss von Tomaseks Besprechung: «Jenseits solcher Detailfragen bleibt am Ende bewundernd festzuhalten, dass der <Thesaurus proverbiorum medii aevi> nicht nur wegen seiner langen Entstehungsdauer ein Jahrhundertwerk genannt werden muss: Er stellt im wahrsten Sinne des Wortes einen <Schatz> dar (in dem man sich auch lustvoll festlesen kann) und bedeutet ein unentbehrliches Hilfsmittel, dessen Rang und Wirkung sich künftig in allen Bereichen der Mittelalter- und Frühneuzeitforschung niederschlagen wird.» Und ich füge in einem schweizerischen Journal hinzu: Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften hat gut gehandelt, dass sie das Projekt über die Jahre finanziell und ideell betreut.

Peter Ochsenbein

IRENE GÖTZ/ANDREAS WITTEL (Hg.): Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation. Münster: Waxmann 2000. 228 S. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 26).

Der von Irene Götz und Andreas Wittel herausgegebene Band «Arbeitskulturen im Umbruch» versammelt die Beiträge derjenigen Münchner Tagung im Mai 1998, auf der sich die Kommission «Arbeiterkultur» der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Kommission «Arbeitskulturen» umbenannte. Der Titel hätte demnach ebenso gut «Arbeitskulturen-Forschung im Umbruch» lauten können, denn

die sorgfältig redigierten Beiträge geben vor allem Einblick in den Umbruch, in dem sich derzeit die kulturwissenschaftliche Forschung zu rezenten Arbeitswelten befindet.

Die einführenden, unter «Fachtraditionen und Perspektiven» zusammengefassten Artikel von *Burkhardt Lauterbach* und *Götz Bachmann* nehmen dies zum Anlass, die Traditionen zu reflektieren, aus denen heraus sich zunächst die volkskundliche Arbeiter- und schliesslich die Arbeitskulturforschung entwickelte. Während Lauterbach dabei vor allem Ansätze der DDR-Volkskunde nachzeichnet und konkrete Annäherungsmöglichkeiten an «Arbeit» zeigt, verweist Bachmann auf den Tübinger «Belegkulturansatz»: Durch die Beschreibung informeller Beziehungen zwischen Angestellten in (grossen) Unternehmen soll auf bestehende Machtverhältnisse und damit einhergehende Gegenkulturen aufmerksam gemacht werden. Da dieser Ansatz seinen Ausgangspunkt in marxistischen Theorien hat, führt Bachmann den etwas unglücklichen Begriff der «Links-Volkskunde» ein. Immerhin wird angedeutet, dass dabei die Gefahr besteht, (überholte?) Perspektiven der Arbeiterforschung schlicht auf andere Branchen zu übertragen.

Der nächste Abschnitt des Bandes widmet sich daher unter der Überschrift «Innerhalb und ausserhalb von Unternehmen» zunächst verschiedenen Feldforschungsprojekten, die entweder in konkreten Betrieben (z.B. einer Grossbäckerei) oder unter bestimmten Gruppen (z.B. Arbeitslosen) durchgeführt wurden. Hier fällt auf, dass im Zentrum immer wieder die Frage steht, ob und wie Ergebnisse solcher Feldstudien für ökonomische Organisationen selbst anwendbar sein können und wie weit sich der Forscher dabei «verkaufen» darf.

So legt etwa *Irene Götz* ihre Theorie der «Hofnarren-Perspektive» dar: Diese ermöglicht es, zwischen verschiedenen Ebenen innerhalb eines Unternehmens als Vermittler zu fungieren: Da der Forscher/die Forscherin von aussen kommt und von niemandem als Konkurrent wahrgenommen wird, kann er/sie andere Zusammenhänge erkennen als etwa «betriebsblinde» Manager und Mitarbeiter. Götz macht damit einen Vorschlag für eine Möglichkeit ethnographischer Unternehmensberatung und geht bereits einen Schritt weiter als *Heike Wieschiolek* und *Alois Moosmüller*, die sehr dicht die Problematik des Aufeinandertreffens verschiedener Kulturmuster in Industriebetrieben beschreiben. Wieschiolek fokussiert einen ehemals ostdeutschen Betrieb mit mittlerweile westdeutschem Management, Moosmüller analysiert das Verhältnis westlicher und japanischer Arbeitsstile anhand der *meeting*-Kultur in multikulturellen Unternehmen in Japan. Er sieht eine Einsatzmöglichkeit für Ethnographen in Unternehmen darin, Hilfestellung bei der Lösung von Problemen bieten zu können, die durch interkulturelle Interaktionen am Arbeitsplatz entstehen.

Stefanie Krug und *Ronald Lutz* widmen sich in ihren Beiträgen «Randgruppen» des Arbeitslebens, nämlich Erziehungsurlauberinnen und Arbeitslosen. Diese Gruppen haben mit erschwerten Bedingungen beim (Wieder-)Eintritt in die «normale» Arbeitswelt zu rechnen. Krug macht für dieses Problem allerdings zu einseitig die jeweiligen Machtinstanzen (etwa Personalentwickler) verantwortlich, wohingegen Lutz zeigt, in welchem Spielraum sich einzelne Betroffene mit ihren Bewältigungsstrategien bewegen. Einzig darin, «Knappheitsjongleure» zu sein, sind sich die von Lutz in einer biographischen Studie untersuchten Arbeitslosen ähnlich. Ansonsten spricht er sich gegen eine vorschnelle Standardisierung von Handlungsmustern aus und weist auf die komplexeren Lebens- und Berufsleitbilder hin, die nach und nach die Vorstellung einer so genannten Normalbiographie ablösen. *Klara Löffler* schliesslich spürt einem der zentralen Leitbilder der «neuen» Arbeitswelt nach, dem Mythos der «erfolgreichen Unternehmerin». Sie analysiert medial vermittelte Biographien hinsichtlich der Stereotypisierung weiblicher Lebensplanung. Ihr Fazit ist, dass gerade Frauen nach wie vor an dem zu «moralisch» ausgelegten, von feministischer Ideologie geprägten Karrieremodell der «guten Überfrau» im Arbeitsleben scheitern.

Im abschliessenden Kapitel «Jenseits von Unternehmen» werden Methoden und Theorien dargestellt, die so von der «alten» Arbeiterforschung vermutlich nicht aufgegriffen worden wären: *Hubert Knoblauch* stellt die aus der Soziologie und Ingenieurwissenschaft entstandene Methode der *Workplace Studies* vor, die «in-situ»-Verhalten mit Hilfe von Videoanalysen nachspürt. Ziel ist, normierte, stark reglementierte technische Abläufe etwa in einem Flugverkehrskontrollraum anwendungsorientierter auf die jeweiligen Nutzer abstimmen zu können. Wichtig ist bei dieser Methode für Knoblauch, die gewonnenen Daten stets im Sinne «kontextueller Ethnographie» auszuwerten. *Stefan Beck* und *Andreas Wittel* stellen zwei Studien in «neuen» Feldern vor, nämlich einem Genlabor und in einer Multimedia-Agentur, und kommen zu dem Schluss, dass sich die Arbeitskulturforschung von einem für die moderne Arbeitswelt zu eng gewordenen Feldbegriff verabschieden sollte. Aus ihren jeweiligen Erfahrungen heraus sehen sie Arbeits-Organisationen heute eher als «Netzwerk» denn als klar umgrenztes Forschungsfeld. Diese Erkenntnis erfordert in ihren Augen neue Herangehensweisen, die sich innerhalb der Ethnologie erst noch etablieren müssen.

Insgesamt gesehen bietet der Band eine ausgewogene Mischung aus Fallbeispielen einerseits, Methoden und anwendungsorientierten Konzepten andererseits. Wenn auch der Hang zum «Helfer-syndrom» aus dem Dunstkreis der «linken» Arbeiterforschung spürbar bleibt und auch wenn nach wie vor grosse (entfremdende?) Industriebetriebe im Mittelpunkt der Betrachtung stehen (als sei «der Arbeiter» lediglich von «dem Angestellten» ersetzt worden), so ist doch auch ein theoretisches Aufbrechen zu spüren, das der Arbeitskulturforschung viele neue Perspektiven eröffnet. Man darf gespannt bleiben, wie sich die neu benannte Kommission etablieren wird, und ob sie möglicherweise das Entstehen neuer Berufsfelder für Volkskundler unterstützen kann. Nach der Lektüre dieses Bandes scheint es, als seien erste Schritte in diese Richtung getan.

Alexandra Hessler

ODO LANG (Hg.): Sankt Meginrat. Festschrift zur zwölften Zentenarfeier seiner Geburt. St. Ottilien: EOS Verlag 2000. 326 S., Ill. (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Sonderband).

Der vor 1200 Jahren auf dem alemannischen (vermutlich zwischen Rottenburg und Tübingen gelegenen) Hofe Sulichi geborene Meginrat, heute Meinrad genannt, ist als Eremit und Märtyrer im Finsternen Wald – zwei Räuber haben ihn 861 in seiner Holzzelle grausam ermordet – schon bald, vornehmlich nach seiner Translation ins 934 gegründete Kloster Einsiedeln, zu einem süddeutschen Volksheiligen geworden, wie Gallus, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts ebenfalls in die Einsamkeit zog und im Steinachtal seine letzte Ruhestätte fand. Die Parallelen zum älteren Bodenseekloster sind mit Händen zu greifen und man fragt sich, ob die Einsiedler Mönche eine solche bewusst inszenierten, um ebenfalls zu Ansehen und Reichtum zu gelangen. Allerdings: Die Gestalt ihres Hauspatrons ist historisch gesichert, und vieles in der ältesten *Vita S. Meginrati* hat sich auch so abgespielt – für einmal ist die Legende keine «Legende».

Zur Zentenarfeier legt Stiftsbibliothekar P. Odo Lang der wissenschaftlichen Welt eine Festschrift vor, an der, abgesehen von einem Geleitwort von Abt Georg Holz Herr, dreizehn Forscher beteiligt sind, vornehmlich Patres aus dem eigenen Haus, das auch heute noch eine beachtliche Zahl von wissenschaftlich tätigen Mönchen aufzuweisen hat. Einer kommentierten Ausgabe der *Vita* (S. 10–23) folgt zunächst, von P. Gabriel Bunge verfasst, eine Besinnung über Wesen, Voraussetzungen und Ziel mönchischer Anachorese (S. 25–38). P. Gregor Jäggi untersucht sehr lehrreich und mit neuesten Methoden die älteste *Vita* (S. 39–64). Darin wird u. a. deutlich, dass nicht nur Gallus Vorbild war, sondern mehrere Heilige Alemanniens, so Verena (Zurzach), Abt Germanus (Moutier-Grandval), Landelin (Ettenheimmünster), Trudpert (St. Trudpert), Pirmin (Reichenau) und Abt Otmar (St. Gallen).

Der Herausgeber P. Odo Lang liefert neben der sorgsamsten Betreuung (dem Band sind am Schluss ein Personen-, ein geographisches, ein Sach- sowie ein Handschriftenregister beigegeben) gleich zwei Beiträge: In aller gebotenen Kürze breitet er die Meinradsliturgie und ihre Texte aus (S. 65–96), zum Einsiedler Gnadenbild berichtet er über die 1995–1997 vorgenommene Konservierung (S. 205–212). Ebenfalls zur Restaurierung der Gnadenkapelle legt Markus Bamert einen Abschlussbericht vor, und Hans Etter und der Bildhauer Georg Malin geben Aufschluss über deren Neugestaltung. Hansueli Etter führt die Meinradsreliquie vor (S. 97–102), der Archäologe Hans-Rudolf Sennhauser macht Bemerkungen zur Baugeschichte der Gnadenkapelle (S. 103–136). Über deren alten Fassadenschmuck des Hans Konrad Asper (1588–1666) und ihr neues Gesicht berichtet P. Gabriel Kleeb (S. 151–160). Beigegeben ist eine meisterhafte Interpretation des Einsiedler Gnadenbildes aus der Feder des 1967 verstorbenen Kunsthistorikers Linus Birchler (S. 167–189). Stiftarchivar P. Joachim Salzgeber erzählt anschaulich die Geschichte des gotischen Einsiedler Gnadenbildes (S. 191–203).

Für die Volkskunde von besonderem Interesse ist der mit viel Akribie erstellte und umfangreichste «Forschungsbericht» über die Einsiedler Pilgerzeichen, (Gnaden-)Kapellen und Gnadenbilder, denn P. Othmar Lustenberger geht allen Zeugen nach und listet sie gut übersichtlich auf (S. 257–295). Insgesamt machte er 938 Fundorte ausfindig, die meisten (334) aus dem 18. Jahrhundert, aber das eben vergangene Saeculum, dem man sonst Entheiligung nachsagt, ist mit 316 Fundorten das zweitwichtigste – ein deutlicher Beleg dafür, dass auch heute noch Meinrad im Volk weiterlebt, und die vielen jährlichen Wallfahrten zur Einsiedler Gnadenmutter bezeugen dies deutlich.

Peter Ochsenbein

WERNER MEZGER: Das grosse Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet. Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Narretei in Südwestdeutschland. Stuttgart: Theiss 1999. 208 S., Abb., Register.

Wenn ein Buch zur Fas(t)nachtsthematik aus der Werkstatt von Werner Mezger erscheint, ist ein Konvolut mit umfassender Darstellung angesagt. Auch diesmal ist das so. Einleitend wird eine breite Übersicht zum derzeitigen Forschungsstand zu Fas(t)nacht, Fasching, Karneval geboten, wobei etwas ethnozentristisch und leicht bemühend die «ewige» Rivalität zwischen südwestdeutscher Fasnet und Rheinländer Karneval durchschimmert. Närrische Prototypen von Maskierten mit anthropo- oder theiomorphen Larven, Exotisches und Narreninsignien als Narrenrequisiten folgen, und einmal mehr repetiert der Autor das Credo von Dietz-Rüdiger Moser zur Ursprungsdeutung dieses Volksbrauches: Die Herkunft der Fasnacht sei im antithetischen «Kampf zwischen Fasnacht und Fasten» auf der Basis des Augustinischen «Zweistaaten-Modells» und in der mittelalterlichen Lasterallegorese zu suchen. Wir haben nach wie vor etwas Mühe mit der Rigorosität und Ausschliesslichkeit dieser exegetischen Deutung der ideengeschichtlichen Wurzeln, halten sie aber ihrer Stringenz wegen als Teilerklärung für möglich. Über bereits seit zwanzig Jahren Bekanntes zur Ursprungsfrage hinaus kommt auch Mezgers neueste Publikation nicht, zumal ausserdeutsches Material hierzu nicht herangezogen wird. Zu sehr orientiert er sich am angeblichen Antagonismus zwischen rheinischem und südwestdeutschem Fasnachttsleben, und dergestalt entwickelt sich das Buch zu einer Apologie des süddeutschen Narrentums. Dies zeigt sich vorab anhand der historisierenden Durchmusterung zahlreicher Narrenzünfte im schwäbisch-alemannischen Sprachraum und bei deren rivalisierenden regionalen Narrenvereinigungen.

Zurecht nimmt dann Werner Mezger die ideologisierende Indienstnahme der «Volksfasnacht» ins Visier: unter anderem die sog. Kontinuitätsprämisse und ihr Konnex zum Nationalsozialismus und dessen völkisch-orientierten Bannerträgern im damaligen Deutschland. Hier liefert der Autor eine vortreffliche Einsicht in die unselige Einbindung der Volkskunde in die Ideologie eines totalitären Systems mit seinem exklusiven und absurden Anspruch auf vorchristlich-germanische Erbschaft. Ansprechend und informativ wird anschliessend die Fasnachttskonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg geschildert. Hier hält sich die Gesamtdarstellung an den Grundraster von Wilhelm Kutters Maskenmorphologie im Schwäbisch-Alemannischen und vertieft ihn mit einem breit angelegten Verifikationsmaterial, dann und wann eine kritische Beinote setzend, z. B. bei TV-Fasnacht und bei «Narren im Internet». Dem Typenrepertoire der Fasnachttsgestalten und deren Narrenattributen ist im Wesentlichen nichts hinzuzufügen, ausser man verweise auf die historische Tatsache, dass Hexengestalten ums Jahr 1800 nicht nur im Tirol, sondern auch im Dorf Schwyz erstmals nachzuweisen sind. Der Interpretation von «Grölls» und «Gschälls» mit erotischem Deutungsmuster (S. 67) vermögen wir nicht so richtig zu folgen, da sie zu volksetymologisch wirkt. Interessantes ist zur Zyklik des Fasnachttsbrauchtums, zu Fasnachttsterminen, Brauchformen und Spezialrollen zu erfahren, wobei immer wieder D.-R. Mosers Forschungsansatz durchblickt. Eine breit gefächerte Topographie der Brauchlandschaften mit ihren Fasnachttshochburgen und Narrennestern schliesst das Buch ab.

Die einzelnen Kurzanalysen der regionalen resp. lokalen Narrentypen und das mitgereichte farbenprächtige Fotomaterial sind gelungen und verleihen dem Werk im zweiten Teil einen wertvollen Handbuch-Charakter. Ein kurzgehaltener Ausgriff nach Bayern, in den Odenwald, nach Österreich und Belgien zu «verwandten Fasnachttsnachten» und eine Übersicht zu Narrenmuseen, Narrenvereinigungen und zur Fasnachttsliteratur runden das Opus ab.

Das Buch darf insgesamt als eine lesenswerte Bereicherung der fasnachttslichen Brauchtumsliteratur beurteilt werden.

Werner Röllin

UTZ JEGGLE: Judendörfer in Württemberg. 2., erw. Neuaufl. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1999. 347 S., Ill. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 90).

UTZ JEGGLE (Hg.): Erinnerungen an die Haigerlocher Juden. Ein Mosaik. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2000. 433 S., Ill. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 92).

Utz Jeggles Dissertation von 1969 liegt dreissig Jahre nach dem Erstdruck in erweiterter Form wieder vor. Sie war zu ihrer Zeit ein Kultbuch der «neuen Volkskunde» – und zwar wegen der Thematik und der Methode. Judenverfolgung als kulturwissenschaftlicher Stoff war damals – trotz des Auschwitz-Prozesses (1963–1965) – noch überwiegend tabuisiert. Die Vorgehensweise bei der Erarbeitung des Buches war neu: Quellen- und Archivstudien wurden ergänzt und «belebt» durch Interviews, die aber

nicht mit den direkt Betroffenen geführt wurden (bzw. geführt werden konnten), sondern mit württembergischen Tätern bzw. Mitläufern. Die Dissertation war eines der ersten und ist immer noch eines der überzeugendsten Werke deutschsprachiger Stereotypenforschung. Der Neudruck von «Judendörfer in Württemberg» erhielt eine Laudatio von Monika Richarz, die sich seit Beginn der 1990er-Jahre mit «Landjuden» beschäftigt, einen neuen Satzspiegel, ein Nachwort Jeggles, ein Literaturverzeichnis mit wichtigen Titeln seit 1969.

Dem Thema Nationalsozialismus und Juden hat sich der Autor in seinem Leben als Hochschullehrer weiterhin kontinuierlich zugewendet, etwa in betreuten Schülerarbeiten,¹ in dem ebenfalls schon klassischen Projekt-Buch «Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde» von 1988 und schliesslich in dem «Mosaik» der «Erinnerungen an die Haigerlocher Juden», über das hier zu berichten ist. Schon der Untertitel weist darauf hin, dass im Gegensatz zu der Dissertation es diesmal nicht mehr darum geht, Thesen zu belegen, sondern darum, die Problematik in ihrer ganzen Breite und Widersprüchlichkeit zu rekonstruieren. Wiederum sind Quellenstudien die Voraussetzung für die einzelnen Artikel, aber diesmal wird ohne Vorbedingung der volkswissenschaftliche Kanon, der während der 1960er- und 1970er-Jahre gerade von Tübinger Kollegen in Frage gestellt worden war, als Projektionsfolie der inhaltlichen Problemstellung genutzt. So wird eine Entstehungssage zur Ansiedlung der Juden vorgestellt und interpretiert, eine siedlungsgeschichtliche Abhandlung fehlt ebenso wenig wie rechtsgeschichtliche und wirtschaftliche Darlegungen. Wir erfahren von Leichenreden und jüdischem Vereinsleben, insbesondere vom jüdischen Liederkranz und dessen deutschem Repertoire, wir lernen einzelne Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde kennen. Zu diesen eher statischen Beschreibungen treten unversehens Artikel über die Motorik des Holocaust (ein Begriff, der in Deutschland erst seit der Fernsehserie im Januar 1979 akzeptiert wurde): Wahlergebnisse zu Ende der Weimarer Republik, Presse-Gleichschaltung, Ausgrenzung, Pogromnacht, Emigrationen, Deportationen, Kriegsende, Verdrängung und Rechtfertigungserzählungen. Und stets werden Quellen hinzugezogen, die zu narrativen Aufarbeitungen dienen.

Der eindrucksvollste Text des Buches stammt vom Herausgeber und handelt von dem öffentlichen Kuss zweier Frauen, einer Jüdin und einer Deutschen. Dabei wird deutlich, was historische Anthropologie, d.h. die Beschreibung menschlicher Elementarerfahrungen in historischem Kontext, leisten kann, wenn sie verbunden wird mit den bei Utz Jeggle in lebenslanger Arbeit entwickelten Fähigkeiten: Einfühlungsvermögen und psychologische Deutungskompetenz.

Das Buch endet mit einer akribischen Liste der aus Haigerloch «unbekannt verzogenen» Juden, füssend auf lokalen Quellen und dem vom Bundesarchiv Koblenz und dem Internationalen Suchdienst im Jahre 1986 herausgegebenen Gedenkbuch «Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945».

Jeggle hat mit seiner studentischen Projektgruppe zum einen die Bevölkerung Haigerlochs offensichtlich nochmals zum Nachdenken über Konfliktzeiten und zur Beanspruchung des lokalen kulturellen Gedächtnisses gezwungen, zum anderen war das forschende Lernen der Teilnehmer am Projekt sicher tiefergehend, als es bei universitären Veranstaltungen sonst üblich ist. Bemerkenswert erscheint dem Rezensenten weiterhin die Redigierleistung und die damit verbundene exakte Gestaltung des Buches.

Rainer Alsheimer

REGIONALER FUNDAMENTALISMUS? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg. [Beiträge zum Wissenschaftlichen Symposium Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg am 8./9. März 1999]. Museumsdorf Cloppenburg; Kulturamt der Stadt Oldenburg; Stadtmuseum Oldenburg (Hg.). [Red.: Paula von Sydow]. Oldenburg: Isensee 1999. 254 S., Ill.

Was soll man von einem Tagungsband halten, dessen Einführung mit folgendem Satz beginnt: «Dieses Buch hat einen sehr oldenburgischen, auf «Stadt und Land Oldenburg» bezogenen Titel – und doch kommt Oldenburg in der Vielfalt seiner Beiträge [...] so scheint es, nur gelegentlich und eher am Rande vor [...]»? Nach Ansicht des Rez. werden zumindest Käufer betrogen, die der scheinbar präzise Titel zu einer Kaufentscheidung bewegt hat.

¹ Vgl.: Franziska Becker: Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer Landgemeinde. Göttingen 1994. Becker ist mit zwei Artikeln an dem «Mosaik» beteiligt.

Worum ging es aber dann bei dieser Tagung? Es handelte sich um ein kulturpolitisches «Event», das sich mit der Nazizeit im Oldenburgischen auseinander setzte: Oldenburg, welches 1932 die erste nationalsozialistische Landesregierung Deutschlands unter dem Ministerpräsidenten und späteren Gauleiter Carl Röver gewählt hatte, dachte im Jahre 1999 [!] über einen der drei Ehrenbürger der Stadt aus der Zeit des deutschen Faschismus nach. Nachdem Hitler und Röver die Ehrenbürgerschaften aberkannt worden waren, gab es da noch den damaligen Landesleiter der Reichsschrifttumskammer Weser-Ems, August Hinrichs, Verfasser eines Stückes über die Stedinger, des 1234 vom Bistum Bremen im Rahmen eines Kreuzzugs vernichteten «Freibauernvolkes», welches auf der «Kultstätte Stedingsehre» im Rahmen der Thing-Bewegung aufgeführt wurde, und anderer Stücke und Romane. Das Urteil der Stadtpolitiker über Hinrichs und seine Beziehung zu den Nationalsozialisten wird in der Einführung gesprochen: «Seine Lebensanschauung machte ihn nützlich für sie.» Das Symposium sollte wegführen von der Einzelperson und zum «Nachdenken über Heimatbewegung, Heimatbewusstsein und heimatische Identität» führen.

Ogleich das Thema Heimat in der Volkskunde abgehandelt ist wie kaum ein weiteres – schon 1990 erschien ein zweibändiges Konvolut, in dem u. a. Bausingers Aufsatz von 1986 über «Heimat in einer offenen Gesellschaft» neben vielen anderen Diskussions- und Definitionsbeiträgen nachgedruckt worden war,¹ und in den letzten beiden Auflagen des Brockhaus findet sich s. v. Heimat ein «Schlüsselbegriff»-Artikel –, waren Kolleginnen und Kollegen der deutschsprachigen Volkskunde dreifach ange-reist, um ihr Expertenwissen vor den Oldenburgern auszubreiten: *Christel Köhle-Hezinger* (Jena), *Konrad Köstlin* (Wien) und *Gottfried Korff* (Tübingen) trugen ihre Gedanken vor zu «Heimat in Bewegung», «Heimat als Stil» und «Culturbilder aus der Provinz».

Aus der Universität Oldenburg präsentierten *Christian Fuhrmeier*, *Detlev Hoffmann*, *Thomas Kleinspehn* und *Dietmar von Reeken* Ansprachen zu den Themen «Die Grosssteingräber als Projektionsfläche des Zeitgeistes», «Heimat – ein Kanon von virtuellen Bildern», «Das Verschwinden des Ortes», «Ideologie und Pragmatik in der ländlichen Heimatbewegung».

Die weiteren Angereisten, nämlich *Detlef Briesen* (GH Siegen), *Uta Halle* (Universität Hamburg), *Sigrid Hofer* (Universität Frankfurt a. M.), *Ulf-Thomas Lesle* (Institut für niederdeutsche Sprache, Bremen), *Jürgen Meier* (Universität Hamburg), *Uwe Puschner* (FU Berlin), *Jürgen Reulecke* (GH Siegen), *Walter Schmitz* (TU Dresden) und *Herbert Zucchi* (Fachhochschule Osnabrück) rundeten die Tagung ab mit den Themenstellungen «Die Kölsche [= Kölner] Eigenart», «Die Externsteine», «Gebaute Heimat? Die Rolle der Architektur im Heimatschutz», «Das Niederdeutsche und die norddeutsche Bühnenbewegung», «Die Heimatkunstbewegung um 1900», «Völkische Heimat», «Antimodernismus und Zivilisationskritik», «Zwischen Ursprung und Utopie. Heimatsuche in der deutschen Literatur und im deutschen Film der 70er Jahre» und schliesslich: «Heimatbewegung – Heimatschutz – Naturschutz».

Zusammenfassend: ein Kompaktkurs für Lokalpolitiker, an dem auch Anfänger des volkskundlichen Studiums als Teilnehmer Spass hätten gewinnen können. Denn man behandelte thematisch endlich einmal eine der viel gesuchten «Mitten» unseres Faches, auch wenn die Veranstaltung interdisziplinär zusammengesetzt war.

Rainer Alsheimer

LUIS M. CALVO SALGADO: Die Wunder der Bettlerinnen. Krankheits- und Heilungsgeschichten in Burgos und Santo Domingo de la Calzada (1554–1559). Tübingen: Narr 2000. 500 S. (Jakobus-Studien, 11).

Die vom verstorbenen Zürcher Ordinarius Rudolf Schenda betreute Dissertation geht in vorbildlicher Weise interdisziplinär vor, denn sie analysiert nicht nur die Mirakelgeschichten als Erzähltexte, sondern sie zeichnet auch die Frömmigkeitsgeschichte nach, in der solche Aufzeichnungen erst eigentlich möglich wurden. Die Krankheits- und Heilungsgeschichten in den beiden am Weg nach Santiago gelegenen Wallfahrtsorten in Burgos und Santo Domingo de la Calzada weisen, so scheint mir, in die Neuzeit, enthalten sie doch bereits so etwas wie aufklärerische Momente, und dies gleich in zweifacher Hinsicht. Denn die Wunder lässt das an der Förderung der Wallfahrt interessierte Domkapitel aufzeichnen, wobei die Mirakel mittels objektiver Kriterien nachgewiesen werden sollen. Allerdings sind die Zeugenaussagen der Frauen vor eigens bestellten Richtern insofern teils gelenkt, als widersprüchliche Versionen einander angeglichen werden. Die Aufforderung des Klerus an die Frauen muss auf

¹ Heimat (I): Analysen, Themen, Perspektiven; Heimat (II): Lehrpläne, Literatur, Filme. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1990. (Schriftenreihe, 294:I/II). Insgesamt: 911+543 S.

grosses Echo gestossen sein, und einzelne Frauen – und dies ist die zweite Neuerung – spielen in ihren Visionen ähnliche Rollen wie die Kleriker. Das löst bei diesen grösstes Misstrauen aus. Die Folge: Die Kultodynamik erlahmt weitgehend nach drei Jahren, weil die Kleriker aus Santo Domingo jahrelang keine Prozesse mehr zur Überprüfung des Wahrheitsgehalts von Wunderheilungen durchführen lassen. Der Laie wird so wieder in seine alten Schranken zurückgewiesen, ähnlich wie die kirchliche Hierarchie die Subjektivität der Mystiker und vornehmlich mystisch begabter Frauen seit dem 12. Jahrhundert nicht nur kritisiert, sondern teils mit drastischen Mitteln (Initiale, offizielle Verbrennung von Marguerithe Porète auf der Place de Grève in Paris am 1.6.1310) bekämpft hat. *Peter Ochsenbein*

WOLFGANG BRÜCKNER: Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Gesammelte Schriften. I. Kultur und Volk. Begriffe, Probleme, Ideengeschichte. II. Wissenschafts- und Institutionengeschichte der Volkskunde. III. Volkskundler im 20. Jahrhundert. IV. Zeitgeist und Zeitzeugenschaft 1968–1998. VIII. Menschen und Moden. Bekleidungsstudien zu Kommunikationsweisen. Redaktion: Julia Hecht. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 2000. 496 S.; 408 S.; 384 S.; 448 S.; 420 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 77–80; 84).

Wenn wir davon ausgehen, dass ethnographisches Schreiben Fremdheit zwischen Forscher und Beschriebenem voraussetzt, so muss die Konstellation zwischen Rezensent und zu Rezensierendem in diesem Falle sicherlich hinterfragt werden. Denn für die Bewertung eines wichtigen Teiles des Lebenswerkes von Wolfgang Brückner wurde mit mir dessen erster Doktorand angefragt; und ich habe es nicht abgelehnt, diese Aufgabe zu übernehmen. Droht nun beflissene Hofberichterstattung? Ich hoffe nicht. Zu einer angemessenen Rezension der «Gesammelten Schriften» trägt sicher bei, dass mein akademisches Leben und dessen Kurven Analogien zu dem vieler Kolleginnen und Kollegen der deutschsprachigen und europäischen Volkskunde aufweisen, wenn es darum geht, die Beziehungen zu Brückner zu überdenken: in den 1960er-Jahren Bewunderung für den innovativen Privatdozenten, Zusammenarbeit im Frankfurter Institut als «seine» Hilfskraft mit Privatvertrag als Bearbeiter eines Mundartarchivs und Herausgeber des von ihm hochgeschätzten Frankfurter Wörterbuchs, aber schon gegen Ende dieses Jahrzehnts Verwerfungen, die in der Nachfolge von «Falkenstein» schon im Jahre meiner Promotion 1971 zur Trennung führten; zu einer Trennung, die meinerseits sowohl Brückner als auch das Fach Volkskunde betraf. Über fast zwanzig Jahre hinweg bestand nun zwischen uns eine nicht nur räumliche Distanz, die erst im Kontext des Ereignisses seines 60-jährigen Geburtstags im Jahre 1990 überbrückt wurde. Damals hatte ich gerade einen zweiten universitären Berufsweg in Bremen begonnen, der es Brückner und mir ermöglichte – etwa durch gegenseitige Besuche im Rahmen von Studienexkursionen in Norddeutschland bzw. Franken, durch Gastvorträge oder durch Einladungen zu den Goerres-Tagungen –, miteinander im Gespräch zu bleiben. In den letzten zehn Jahren ist so eine Freundschaft entstanden.

Doch nun zur Rezension von Brückners «Gesammelten Schriften». Erschienen sind bisher fünf der zwölf geplanten Bände. Die Gliederung der Reihe schreitet vom Allgemeinen zum Speziellen. In den ersten vier Titeln über «Volkskunde als historische Kulturwissenschaft» werden grundsätzliche Themen abgehandelt, die in der IVB wohl alle innerhalb des ersten Kapitels («Die Volkskunde als Wissenschaft») ihren Platz finden würden: Fach- und Ideengeschichte, Prinzipien, Theorien und Methoden, Volkskunde und Nachbarwissenschaften, Institutionen und ihre Geschichte; vor allem aber auch – und das ist Brückner-spezifisch: Personalien über Personalien. Ein weiterer Band (= VIII), der ebenfalls schon jetzt vorliegt, stellt mit Studien zur Kleidungsforschung einen thematischen Block des klassischen Kanons dar.

Beim Lesen der ersten Bände lässt sich feststellen, dass die Produktion von kleinen Schriften, die in dieser Ausgabe überwiegen, zwar schon zur Frankfurter Zeit Brückners einsetzte, sich in ihrer ganzen Breite aber erst in Würzburg nach Übernahme des dortigen Ordinariats (1973) entfaltete. Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass die grossen Monographien, nämlich das Walldürn-Buch von 1958 (= Dissertation), die Habilitation über «Bildnis und Brauch» (1966) sowie der Band «Deutschland» der Reihe Populäre Druckgraphik Europas (1969; 1975), ebenso wie die Festschrift für Mathilde Hain zum Thema «Volkserzählung und Reformation» (1974) und neun grössere Abhandlungen den Wissenschaftler Brückner in Frankfurt stark beanspruchten.¹ Erst in Würzburg konnten von ihm neue Publi-

¹ Einen Überblick gibt das von Ulrike Klotz und Brigitte Fiedler bearbeitete und anlässlich Brückners 60. Geburtstag herausgekommene Buch: Wolfgang Brückner, Sozialgeschichte regionaler Kultur. Würzburg 1990, denn es enthält dessen Bibliographie bis 1990 sowie weitere Miscellen.

kationsmedien und damit Veröffentlichungsmöglichkeiten geschaffen werden, von denen als wichtigste «eigene» zu benennen sind: «Bayerische Blätter für Volkskunde» (1974ff.), «Jahrbuch für Volkskunde der Goerres-Gesellschaft» (NF 1978ff.), «Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte» (1976ff.), die Studienhefte der «Ethnologia Bavarica» (1976ff.) und die sich an ein breites regionales Lesepublikum wendende Verlagsreihe «Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde» (1978ff.). In Würzburg setzt Brückner zwar die Publikation von Monographien fort, verstärkt jedoch das Schreiben von grundsätzlichen Zeitschriften- und Handbuch-Artikeln.

Dieser Trend lässt sich im vorliegenden Band I gut feststellen: Nur ein Text stammt aus der Würzburger Zeit, nämlich «Kontinuitätsproblem und Kulturbegriff in der Volkskunde» (1969) aus der damals vorbildlichen und von Brückner und Hermann Bausinger gemeinsam herausgegebenen Festschrift für Hans Moser über Kontinuitätsfragen. Die übrigen Artikel handeln über die Anfang der 1980er wieder aufgebrochene Diskussion um Volkskultur, über «Archäologien», will heißen Vorläufer wie die Brüder Grimm, Germanen-Mythologien, Wilhelm Heinrich Riehl. Dazu treten Texte über fränkische Regionalia, über Stereotypenbildungen, über Auseinandersetzungen mit der europäischen Sozialgeschichte, der Ethnologie und weiteren Nachbardisziplinen. Der Disput wurde offensiv auf fremdem Terrain ausgetragen: nur zwei Texte stammen aus den Bayerischen Blättern, einer aus einer eigenen Buchedition, die anderen – genau 28 Texte – dagegen aus Mehrverfasserschriften und Tagungsbänden, häufig mit interdisziplinärer Anlage. Wie in den weiteren Bänden ebenfalls, münden die Texte in die aktuelle Gegenwart ein: Brückners hier abgedruckte Abschiedsvorlesung von 1999 über «Ordnungsdiskurse in den Kulturwissenschaften» war wirksam für die Thematisierung des Volkskundekongresses 2001 in Jena, und der Aufsatz «Volkskunde ist Moderne» stammt aus der gerade erschienenen Festschrift für Konrad Köstlin.

Institutionengeschichte, so ein Titelteil des Bandes II, ist erst möglich, wenn sich ein Fach eingerichtet hat. Wir finden hier einige Texte, die zu heftigen Diskussionen führten. Dies beginnt mit den mir bisher im Wortlaut unbekanntem Rundfunkmanuskripten für die Sendereihen des Deutschlandfunks «Zur Geschichte der Volkskunde» (1966) und «Volkskunde im Widerstreit» (1972). Besonders das zweite Manuskript führte wegen seines aggressiven Stils (vgl. etwa die Attacke auf den «marxistischen» Wolfgang Emmerich, den Brückner noch über Jahre hinweg publizistisch angriff) zu heftigen Reaktionen aus Tübingen. Aber auch die Marburger Dieter Kramer, Ingeborg Weber-Kellermann sowie die DDR-Volkskundler Wolfgang Steinitz und Wolfgang Jacobeit werden dezidiert herabgesetzt (was auch über Jahre hinweg fortgesetzt wird, in letzterem Falle auch vice versa), während fast alle weiteren dort genannten und nicht genannten Personen bespöttelt werden. Ob Brückner damals im Umgang mit dem Medium Radio noch ungeübt war und deshalb zu Überzeichnungen neigte, soll hier offen bleiben. Andererseits hatte damals der Stil universitärer Dispute eine Exzessivität erreicht, die für die heutige Generation von Studierenden unvorstellbar ist. Solche Texte treffen wir auch im Band VI («Zeitgeist und Zeitzeugenschaft»). Besonders in der Erinnerung der Kollegen verblieb die zunächst nur gesprochene und erst später schriftlich vorgelegte Rede vom Berliner Volkskundekongress aus dem Jahre 1983 zur Geschichte der Berliner Volkskunde, die zu einem kleinen Tumult geführt hatte, da Brückner sich aus Zeitgründen einer von den Zuhörern geforderten Diskussion nicht stellen konnte und zum Flughafen enteilte. Es sei dem Leser – besonders den jüngeren Kolleginnen und Kollegen – überlassen, sich über diese Zeit der Gefechte Brückners gegen Tübingen und andere volkskundliche «Abweichler» etwa in Frankfurt am Main (und wo auch immer!) selbst zu informieren. Dies ist mit Hilfe der «Gesammelten Schriften» jetzt bequem möglich. Die Konsequenzen solcher Auseinandersetzungen waren jedenfalls jahrelang fatal, denn der Autor Brückner wurde von seinen Gegnern auf den Index gesetzt, d. h. innerhalb der Veröffentlichungen nicht mehr wahrgenommen oder gar zitiert.¹ Er galt im damals prosperierenden, sich als «mainstream» fühlenden Tübingen als konservativer Einzelkämpfer und Vertreter der «alten» Volkskunde. Dieses Stereotyp stimmte natürlich nicht und erwies sich im nachhinein als schädlich nicht nur für den Autor, sondern auch für unser Fach, welchem eine Auseinandersetzung mit den hier wieder zugänglichen Veröffentlichungen Brückners aus den Mittsiebziger- bis in die Mittneunzigerjahre sicherlich gut getan hätte. Dies betrifft in besonderem Masse den Komplex «Volkskunde und Nationalsozialismus», der Brückner seit langem umtreibt: zunächst als Fachhistoriker, dann aber auch als sensibler Erforscher von nationalsozialistischer Alltagssymbolik und deren Terrorrealität.

¹ Vgl. Rainer Alsheimer: Ein Science Citation Index für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie? In: Ders. u. a. (Hg.): Wissenschaftlicher Diskurs und elektronische Datenverarbeitung. Bremen/Amsterdam 2000, S. 21–30.

ten. Anrührend für mich war in diesem Kontext das lebensgeschichtliche Nachwort zu dem Buch «Arbeit macht frei» von 1998: «Vor 54 Jahren nahe Auschwitz», welches etwas versteckt im Band III sub voce «Brückner, Wolfgang» zu finden ist. In dem abgedruckten Beitrag zur Cox-Festschrift (2000) erweist sich Brückner als redlicher Konservativer, wenn er die Authentizität der KZ-Gedenkstätten hervorhebt, um seine Bedenken gegen das Holocaust-Mahnmal in Berlin zu begründen.

Ansonsten enthält dieser Band III noch Nachweise und Texte der Personalien, die Brückner bisher publiziert hat. Wohl aus Vorbehalten gegenüber allem Kollektiven, bis hin zu «Schulen», hat er sich Zeit seines Lebens lieber mit Einzelpersönlichkeiten auseinander gesetzt. Dafür bot sich ihm schon 1966–1976 eine einmalige Gelegenheit: Er erarbeitete für die 17. Auflage der Brockhaus-Enzyklopädie die Biobibliographien. Knapp fünfzig Namen weist das Register aus! Ein als «Personalchronik» bezeichnetes Kapitel enthält ebenfalls über fünfzig Gelegenheitsschriften zu Volkskundlerinnen und Volkskundlern. Ein weiterer Themenblock («Literarische Reflexe») befasst sich schwerpunktmässig mit dem «Volkskundler in der Literatur».

Fachpolitische Schwerpunkte sind im IV. Band zusammengefasst: «Kritische Begleitung der Hochschulreform», «Volkskunde im Studium», «Wissenschaftspolitik und Hochschulpolitik», «Zur kulturwissenschaftlichen Beliebigkeit». Hier finden sich viele der schnellen und oft auch aufgeregten Kommentierungen aus den «Bayerischen Blättern». Die Texte verdeutlichen in besonderem Masse die Ängste des Volkskunde-Theoretikers Brückner: Ängste vor falschem oder gar fehlendem fachlichen Selbstverständnis der Kollegen, Ängste vor fremden Fächern und deren Okkupationswillen bei schwindendem eigenen Kanon, Positionierungen des Faches innerhalb der Kulturwissenschaften oder innerhalb berufspraktischer Planungen. Grössere Teile dieses Bandes sind in gutem Sinne Wissenschaftsgeschichte, einige aber auch inzwischen farb- und geruchlose vertrocknete Pflänzchen. Dazu gehören für die derzeitige Generation der Studierenden vermutlich auch die Texte gegen eine von Brückner so verstandene «Diskurspolizei», die «Theoriebewusstsein» unterdrücken möchte, gegen «Agitprop», gegen die Suche von «Buhmännern», gegen «Begriffsvernebelungen», gegen «Gesinnungs»-Du, usw. usw., denn die heutige Generation der Studierenden versteht die Vorgänge um 1968 – und damit auch das von Brückner inszenierte Falkenstein und die darauf folgenden «kritischen» Diskurse – als langweilige Grossvätergeschichte(n). Zumindest erlebe ich dies seit Beginn der 1990er-Jahre so in der von Brückner oft als «rot» geschilderten Universität Bremen. Eher von befristeter Dauerhaftigkeit sind wohl auch die spätmodernen Warnrufe zu «Abwind», «Baisse», «Windhosen», «Kulturwissenschaftlichem Allerlei», «Volkskunde als Selbstvernichtungsverein», zu «Anlauf oder Auslauf», die zwischen 1992 und 1997 die Öffentlichkeit erreichten.

Allerdings findet sich im IV. Band auch der Abschnitt über Brückners Praxistat zu Zeiten der sich auflösenden DDR. Insgesamt acht (!) Texte aus dem Jahre 1990 dokumentieren Zeitgeschichte vom Feinsten: Die Begrüssungsrede anlässlich des Treffens der bayerischen Volkskundler in Kloster Banz mit den Kolleginnen und Kollegen aus Thüringen und Sachsen; die Interpretation der Martischnig-Veröffentlichung «Volkskundler in der DDR» (eines der von Brückner angeregten biobibliographischen Lexika); die – auch hier wieder sehr persönliche – Auseinandersetzung mit DDR-Kolleginnen und Kollegen, insbesondere mit Angehörigen des Berliner Universitätsinstituts. Dazu packte Brückner einige auch heute noch gut zu lesende Schilderungen von Wissenschaftlermentalitäten in Berlin und der DDR – und beendete damit dieses Engagement auf der publizistischen Ebene. Brückner schuf zu dieser Zeit eine bewährte Plattform für die von ihm propagierte «Volkskunde als Sozialgeschichte regionaler Kultur» aus den Regionen bzw. Ländern Franken, Thüringen und Sachsen. Dies bewährt sich gerade bei der Tagung «Zur Geschichte der Volkskunde [überwiegend in Sachsen]. Personen, Programme, Positionen», die vom 20.–21. 11. 2000 in Dresden unter sichtbarer fränkischer Beteiligung stattfinden wird, und deren Anreisefahrt von Bremen durch den Rez. zum Schreiben dieser Zeilen genutzt wurde.

Kommen wir zum letzten Buchtitel, nämlich «Menschen und Moden» mit dem meines Erachtens etwas holprigen Untertitel «Bekleidungsstudien zu Kommunikationsweisen». Es handelt sich um 420 Seiten zu Kleidercodes, zu Mode und Tracht, zu Folklorismus, zu [Unter-]Hosen und Jeans. Der älteste Text ist Brückners Frankfurter Antrittsvorlesung «Sterben im Mönchsgewand» aus dem Jahre 1965, die mich damals als Hörer bewog, endgültig die Germanistik hinter mir zu lassen und nach Ablegen des Magisters meinen wissenschaftlichen Schwerpunkt im Frankfurter Volkskundeeinstitut zu finden. Der Vortrag enthält interdisziplinäre und grenzgängerische Gedanken, die Theologie, volkskundliche Frömmigkeitsforschung, Literatur, Adels- und Ordenskultur, Geschichte und moderne Gegenwart in Beziehungen setzten und somit ein Thema vorstellten, das weit über die damals üblichen volkskundlichen Kanonvorstellungen hinausreichte. Wir merken: Brückner war bei thematischen Untersuchungen zu seinen Lebzeiten eben keiner «alten» Volkskunde verpflichtet, sondern stets im Spannungsfeld aktueller Theorien und neuer Interpretationen zu finden. Dies trifft – in jeweils differenzierter Art – auf

alle weiteren «Bekleidungsstudien» zu. Wir finden in diesem persönlichen Interessenschwerpunkt innovative Texte aus den folgenden Jahrzehnten: die aus Feldforschungen entstandenen Vorträge und Artikel «Heimat und Demokratie» (ebenfalls 1965) und «Vereinswesen und Folklorismus» (1966), die bei ihrem Erscheinen von Vertretern der vorhergehenden Generation der Fachvertreter als nicht volkskundlich abgelehnt wurden. Weiterhin: «Trachtenmode und modische Tracht», Mitarbeit an der Voralberger Landesausstellung (1987 ff.) sowie zwischendurch ein Geplänkel mit dem Tübinger Institut über «Jeans», dessen wichtigste Texte 1985 in der Tübinger Institutsreihe abgedruckt wurden. Und dazu noch: fundierte historische und theoretische Ausführungen. In diesem Band erfahren wir die besondere Arbeitsweise und die Präzision wissenschaftlichen Argumentierens bei Brückner: Zugriff auf Quellen jeder Art – weg von «Buchwissenschaft» und Hermeneutik, aber hin zu einer historischen Empirie der Dinge als Symbolträger der Menschen; Herstellung des Gegenwartsbezugs durch gleichermaßen präzise wie kreative Interpretationen. Und Brückner ist stets dazu bereit, sein erworbenes Wissen weiterzugeben: Wie wir auf den beiden letzten Seiten aufgelistet finden, wurden von Brückner bisher sechs Dissertationen und zehn Magisterarbeiten zum Thema Kleidung angeregt und in Frankfurt und Würzburg abgeschlossen.

Fassen wir zusammen: Der «schwierige» Teil der Werkausgabe liegt jetzt vor, nämlich die allgemeinen und bei Brückner häufig polemischen Schriften zum Fach Volkskunde. Diese allgemeinen Überlegungen gerieten bei ihm nie bis zur Buchform – im Gegensatz etwa zu anderen Kollegen der deutschsprachigen Volkskunde, die während der Zeit seit den 1970er-Jahren sehr wohl «Volkskunden» als Einführungen schrieben oder herausgaben. Beteiligt hat er sich an solchen Unternehmungen ebenfalls selten: bei Edgar Harvolks Handbuch «Wege der Volkskunde in Bayern» mit drei Artikeln und mit eigenen Handbuchartikeln in allgemeinen oder speziellen Lexika. Insofern kommt den ersten vier Bänden dieser «Gesammelten Schriften» eine besondere Bedeutung zu, denn sie stellen so etwas dar wie Supplemente (oder besser: Kommentare?) zu den kulturwissenschaftlichen Handbüchern; Kommentare zum jeweils aktuellen Stand der Fachdiskussion. Wir sollten sie als Nachschlagewerk besonderer Form ansehen, denn wir hatten – das sollten wir zugeben – zuweilen auch unseren Spass an Brückners Grobianismen, die jetzt einer vergangenen volkskundlichen Epoche angehören.

Eine andersgeartete Wertschätzung gilt den «Kanon»-Bänden: Sie sind anregend und innovativ bis heute – und werden wohl zeitlos zu den Standardwerken deutschsprachiger Volkskunde zu rechnen sein. Und da ist noch einiges zu erwarten: «Bilder und Öffentlichkeit» (V), «Kunst und Konsum» (VI), «Materialien und Realien» (VII), «Kulturtechniken, Nonverbale Kommunikation, Rechtssymbolik, Religio carnalis» (IX), «Frömmigkeit und Konfession» (X), «Geschichten und Geschichte» (XI) sowie «Bibliographie und Gesamtregister» (XII). Wir dürfen uns noch auf eine vielfältige Lektüre freuen, die wohl erheblich komfortabler sein wird, wenn wir über ein Personen- und Sachregister verfügen werden.

Voraussetzung dazu ist allerdings eine Bestellung zur Fortsetzung!

Rainer Alsheimer

MANFRED PERLIK/WERNER BÄTZING (Hg.): Die Zukunft der Alpenstädte in Europa. Bern/Grenoble 1999. 231 S., ill. (Geographica Bernensia, Reihe P, Nr. 36 + Revue de Géographie Alpine, 87:2/1999).

Die renommierten geografischen Periodica aus Grenoble und Bern publizieren gemeinsam acht Referate einer internationalen Tagung in Villach (Juni 1998). Im ersten Teil (S. 9–63) werden die Vorträge in vier Sprachen zusammengefasst. Dann folgen die überarbeiteten Tagungsbeiträge in ihren Originalsprachen (S. 65–184). An die mit Tabellen und Karten illustrierten Artikel schliesst der bemerkenswerte Synthesebeitrag von *Werner Bätzing* an, der einen Überblick zur strukturellen Entwicklung von Stadt und Land im Alpenraum leistet. Der Versuch einer ersten Bibliographie zu den Alpenstädten (S. 185–231) beschliesst den Band. Die Veranstaltung in Österreich war komplementär zur Tagung vom November 1998 in Grenoble¹ angelegt. Sie fragte nach der Bedeutung bzw. Zukunft der (von wenigen Ausnahmen abgesehen) mittleren und kleinen Städte in den Alpen.

In Kürze seien einige Punkte der Villacher Tagung aufgegriffen. Können sich Alpenstädte dank Zusammenschlüssen zu Netzwerken der Dominanz ausseralpiner Metropolen entziehen (*Paul Meserli*)? Ist eine maximale Erschliessung von Vorteil oder schwächt eine solche die kleineren und mittleren Städte (*Gerald Röschel*)? Welche raumplanerischen Massnahmen bieten sich an, wo einst (funktio-

¹ Publiziert in der Revue de Géographie Alpine, 1/99.

nal und baulich) dichte Kleinstädte durch Zersiedelung und Bedeutungsverlust «ausgedünnt» wurden (*Veronika Keckstein*)? Können alpenspezifische Standortnachteile durch eine zielgerichtete Regionalpolitik ausgeglichen werden (*Luigi Gaido*)? Gibt es im Zug der Globalisierung überhaupt eine selbstbestimmte Entwicklung von Alpenstädten (*Gian Paolo Torricelli*)? Sind die Grenzen zwischen Stadt und Land aufgelöst, und welche Begleiterscheinungen resultieren daraus (*Manfred Perlik*)? Kann die historisch gewachsene Dichte alpiner Städte à la longue aufrechterhalten werden (*Denise Pumain*)? Abschliessend endet ein historischer Ausblick (*Werner Bätzing*) mit der heutigen Situation und den Folgen des Strukturwandels, dessen Nachteile das Modell einer «ausgewogenen Doppelnutzung» wettmachen soll (Spezialisierung und Stärkung der Alpenstädte einerseits, Einrichtung einer Zusammenarbeit Stadt–Land andererseits).

Bereits die Wahl des Tagungsthemas weist auf eine veränderte Optik in der (geografischen) Alpenforschung hin. War bisher von Alpen die Rede, wurden (auch von politischer Seite) oft Inhalte aufgegriffen, die mit landläufigen Vorstellungen korrespondierten: Talschaften und Dörfer, Tourismus und Kulturlandschaft, Naturräume und wirtschaftlicher/sozialer Wandel. Da gerade die Gebirge als verschieden vom Flachland und den Städten mit ihren Agglomerationen empfunden wurden, schlossen sich gedankliche Verbindungen zwischen Alpen und Stadt quasi gegenseitig aus, wie auch Gaido bemerkt (S. 114). Eine oft unausgesprochene, doch nicht minder virulente Stadt-Land-Dichotomie sorgte lange Zeit dafür, dass die in Vergangenheit wie Gegenwart so wichtige Rolle der Alpenstädte eher selten thematisiert wurde; infolge ungenügender Felderfahrung oder nachhaltig wirkender urbaner Romantisierung wurden bis in die jüngere Zeit gelegentlich Zerrbilder konstruiert. Inzwischen sind jedoch die Periurbanisierung weiter Teile des Alpenraumes und die daraus resultierenden wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Folgen allen Autoren und Autorinnen selbstverständliche Basis ihrer Betrachtungen.

Weiter waren die in den Alpen untersuchten Erscheinungen oft als «alpin» gesetzt worden. Entgegen der unhinterfragten Ausgangslage eines alpinen Sonderfalls (mit den entsprechenden ideologischen Implikationen) charakterisiert man den Strukturwandel jetzt nicht mehr als «typisch alpin», sondern als einen Vorgang, wie er sich auch anderswo in Europa in peripheren ländlichen Räumen vollzieht – eine grundlegend neue Sichtweise findet hier Eingang, die (noch zaghaft) «Alpenspezifisches» demontiert und von Peripherem spricht. Und schliesslich durchwehte die (geografischen) Alpenstudien nicht selten ein kulturpessimistischer Grundton, der einerseits einen kulturalen und ökonomischen Niedergang bedauerte (von den Errungenschaften und den Innovationen fehlte jede Spur) und eine Rettung in retrospektiven, realitätsfernen, ja musealisierenden Vorschlägen sah. Dem halten die Tagungsbeiträge zukunftsorientierte Modelle entgegen, die das Überleben von Städten und ländlichen Regionen in den Alpen sichern und Abhängigkeiten vermeiden wollen.

Freilich bleiben Fragen offen, die auch den Autoren und Autorinnen nur allzu klar sind. Gemeint ist nicht der bisweilen etwas gar abstrakte Diskurs, der hie und da zu einem soziolektalen Hybrid zwischen Raumplanung und Politik ausufert. Hinter solchen Zeilen sucht man oft vergeblich nach den Menschen und deren Tun und Denken im Alltag; sie werden ja diese Prozesse letztlich bestimmen. Eine sprachlich und organisatorisch geeignete Vermittlung der Erkenntnisse dieser Tagung ist wünschenswert wie machbar; im Detail zeigt die Architektin Veronika Keckstein an konkreten Beispielen gangbare Wege auf. Problematischer sind Lösungsvorschläge zu strukturellen Problemen: Da wird erstens die wirtschaftliche Spezialisierung als Remedium im globalen Wettbewerb genannt, im gleichen Atemzug aber die damit einhergehende Monostrukturierung als Gefahr erkannt. Zweitens fordert etwa Gerald Röschel (S. 77 ff.), der anstelle des bisher gebrandmarkten Transitverkehrs die hausgemachte (Binnen-)Mobilität als Prügelknaben ausmacht, drastische Gegenmassnahmen wie Strassenbenutzungsgebühren und Geschwindigkeitslimiten der Zugverbindungen, denn nicht nur Unter-, auch Übererschliessung könne kleine und mittlere Städte schwächen. Andererseits aber erscheinen im Beitrag von Manfred Perlik (S. 147 ff.) die Pendler als relevante Untersuchungsgrösse bzw. als wirtschaftliche Pulsader zwischen den Alpenstädten und ihrem Umland. Ohne sie ist auch eine dezentrale Besiedlung blanke Illusion.

Gleichermassen unvereinbar ist einerseits der Wunsch nach Dynamik und Entwicklung der alpinen Städte, womit andererseits raumplanerisch, ökologisch und sozial problematische Erscheinungen einhergehen – fehlen diese, fehlt auch die wirtschaftliche Kraft und wir haben einen strukturschwachen Raum vor uns. Dass es aus diesem Teufelskreis ein Herauskommen gäbe, unterstreichen einige der hier präsentierten Lösungsvorschläge. Vom Erfolg dieser Ansätze und nicht zuletzt vom politischen Willen wird es abhängen, ob die Alpenstädte in der Konkurrenz der Metropolen zwischen Stuhl und Bank fallen und mitsamt ihrem Hinterland in die Bedeutungslosigkeit versinken.

Damit sind aus der materialreichen Publikation nur wenige Fragen angeschnitten. Der Band gehört in die Bibliothek aller Alpenforscher und -forscherinnen, Regionalsekretäre und Politiker. Die Bei-

träge umreißen zentrale Felder der weiteren Beschäftigung mit dem Alpenraum – und mit anderen peripheren Regionen Europas. Diese Ausweitung des Blicks weist geradezu auf einen Paradigmenwechsel in der Alpenforschung hin; dass die Umsetzung der wissenschaftlichen Erkenntnisse einen ebenso überraschenden Verlauf nimmt, ist sehr zu wünschen.

Werner Bellwald

KÁROLY KÓS: Népi földművelés Kalotaszegen. Balassa Iván bevezető tanulmányával. Debrecen: [Néprajzi Múzeum] 1999. 161 S., Abb. (A néprajzi látóhatár kiskönyvtára, 7).

Das Heft 7 des Volkskundlichen Museums in Debrecen ist, wie schon das Jahrbuch 1998 des Ethnographischen Museums in Budapest, der heute in Siebenbürgen gelegenen Region Kalotaszeg gewidmet. Die Gegend von Kalotaszeg ist die Wiege der modernen Volkskundeforschung der ungarischen Folklore in ihrer Ausprägung in Siebenbürgen. Jegenyefürdő bei Bánffyhunyard war Ausgangspunkt und geistiges Zentrum der neuen Wissenschaft, und im benachbarten Körösfő bildete sich eine Künstlerkolonie, deren Mitglieder das Leben auf dem Dorfe festhielten, ohne einem Heimatstil zu verfallen. Während Bánffyhunyard und Körösfő zu Felszeg (Oberes Kalotaszeg) gehören, befindet sich die Ortschaft Sztána bereits im Einzugsgebiet von Alszeg (Unteres Kalotaszeg); sie bildet so etwas wie die geografische Mitte der Gegend von Kalotaszeg. Und an dieser Stelle errichtete der Vater des Autors, Károly Kós sen., die so genannte Rabenburg (*varjúvár*).

Während der ältere Károly Kós (aus Budapest kommend) sich vorwiegend mit der populären Architektur befasste, widmete der Sohn, nun aus Sztána gebürtig, schon in jungen Jahren dem Studium der Feldwirtschaft, speziell der Dreifelderwirtschaft, und der verschiedenen Ackerbaugeräte, aber auch Fragen der Erbteilung, der sozialen Unterschiede zwischen Dörfern der Adligen und der Leibeigenen und der Rückwirkung der Feldarbeit auf das Leben der Bauern. Die volkskundliche Dissertation, zu deren Erarbeitung Károly Kós während drei Jahren (1941–1944) Kalotaszeg von Dorf zu Dorf beging und insbesondere das kleine Dorf Jákótelke unter die Lupe nahm, konnte infolge der Kriegswirren, aber auch wegen des bis 1989 in Rumänien herrschenden Regimes erst mit einem halben Jahrhundert Verspätung (1994) und zwei Jahre vor seinem Tod dank einer erhaltenen Kopie publiziert werden. Abgesehen von dieser sowohl familiär als auch zeitgeschichtlich interessanten und dramatischen Konstellation ist die Arbeit ein wissenschaftlich fundierter, klarer Spiegel längst vergangener Verhältnisse, Gewohnheiten und Tätigkeiten.

Paula Küng-Hefti

IRMGARD WILHELM-SCHAFFER: Gottes Beamter und Spielmann des Teufels. Der Tod im Spätmittelalter und früher Neuzeit. Köln: Böhlau 1999. 436 S.

«Gottes Beamter und Spielmann des Teufels», dieser schöne Titel der Untersuchung von Irmgard Wilhelm-Schaffer spielt auf die Ambivalenzen der Todesdeutungen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit an. Die Gestaltung des Todes als Übergang vom Diesseits ins Jenseits mit seinen mannigfaltigen Bildern und Deutungen ist Gegenstand der vorliegenden Monographie, die 1996/97 unter dem Titel «Einstellungen zum Tod im Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Kontinuität und Wandel einer religiösen Mentalität» von der philosophischen Fakultät des Saarlandes als Dissertation angenommen wurde. Wilhelm-Schaffer untersucht den Mentalitätswandel, der lange Zeit von französischen Historikern und hier im Besonderen von Philippe Ariès erforscht wurde, aus einer interdisziplinären Perspektive. In kritischer Auseinandersetzung mit Ariès, der die «Bedeutung des kollektiven Unbewussten für die Einstellungen zum Tode» (S. 4) betone und dabei die Wirkung materieller Faktoren rationalen Denkens sowie den Diskurs der Theologie über den Tod zu gering einschätze, haben die religiösen Kategorien für Wilhelm-Schaffer einen wesentlichen Einfluss auf die Todesvorstellungen. ««Religiös» meint genauer eine Mixtur zweier sich gegenseitig beeinflussender Elemente, eine Mixtur aus offizieller abendländisch-christlicher Religiosität, die wiederum dominant lateinisch-christlich geformt ist, und aus der schwerer greifbaren – weil nicht schriftlich fixierten – Volksreligiosität mit grösseren archaischen Anteilen sowie Relikten germanischer und keltischer Religiosität» (S. 5). Die Autorin siedelt den viel diskutierten Begriff der Mentalität zwischen den Polen der Idee und des Verhaltens an.

Angesichts der zentralen Funktion der Religion müsse das zeitgenössische religiöse Bezugssystem in seiner Bedeutung für die Todesanschauungen näher untersucht werden, wobei der theologische Exkurs über die Eschatologie neben der dogmatischen Theoriebildung die Vermittlung in den verschiedenen Bereichen zu berücksichtigen habe (vgl. S. 7). Der breit gefasste Untersuchungsgegenstand «Einstellungen zum Tod» umfasst entsprechend dem aufgezeigten Mentalitätsbegriff die Todeskonzeptionen,

die Todesangst und die Einstellungen zu den Toten. Diese Einstellungen werden durch vielfältige interdisziplinäre Quellen erschlossen, welche die verschiedenen Ebenen, nämlich die der Ideen und Theorien und die des Verhaltens wie etwa den Beerdigungsritus, tangieren. Anhand eines breit gefächerten Quellenspektrums wird zunächst der eschatologische Rahmen abgesteckt, der gewissermassen das religiöse Fundament für die anschliessend untersuchten Todesängste, die Todesbilder und schliesslich die Einstellung zu den Toten bildet.

Im Mittelpunkt steht zunächst die Frage nach dem Wesen und Ursprung des Todes in seiner natürlichen physischen und seiner geistigen Metadimension als «der Sünde Sold». Den verschiedenen Konzeptionen der Umschreibung des Todes als einer Trennung der Seele vom Leib wird vor allem hinsichtlich der Durchsetzung einer individualistischen Seeleneschatologie nachgespürt, die zumindest für die eigene Heilserwartung anzunehmen sei. Während in den Katechismen, Predigten und Gebetbüchern ein dualistisches Menschenbild vorherrscht, scheint auf der Laienseite bis ins 18. Jahrhundert eine *homo-totus*-Konzeption, d. h. ein volkstümliches Ganzheitsmodell vorzuherrschen, das die Seele nicht in einen Gegensatz zu einer einheitlichen Sicht des Menschen stellt. Als besonders aussagekräftig erweisen sich dabei die Auffassungen über den postmortalen Zwischenzustand und die damit verbundenen Vorstellungen vom Fegefeuer und vom Gericht. Wilhelm-Schaffer weist nach, dass spätestens seit Thomas von Aquin die Vorstellung von einem doppelten Gericht existierte und dass sich seit dem 13. Jahrhundert in der Theologie des Gerichtes ein Individualisierungsschub abzeichnete, der das allgemeine Gericht zugunsten des besonderen Gerichts in den Hintergrund drängte (vgl. S. 55). Dies lässt sich auch in der Kunst nachvollziehen.

Die Frage nach der Konfessionalisierung der Gesellschaft seit der Reformation nimmt einen grossen Raum in der Untersuchung ein. Luther, der das individuelle Gericht nicht explizit erwähnt, sieht im Jüngsten Gericht nur noch ein Sichtbar-Werden des Einzelgerichts und legt so die judizielle Funktion eindeutig auf das individuelle Gericht, wiewohl die individuelle Verantwortung die Bedeutung menschlichen Handelns für das jenseitige Heil aufwertet. Auch die verschiedenen Konzeptionen des postmortalen Zwischenzustandes, sei es als Fegefeuer oder als das von Luther entworfene Bild des Schlafes, seien als Bestandteile der These von der Individualisierungseschatologie aufzufassen.

In ihren weit gefächerten Analysen zur Einstellung des Todes kann Wilhelm-Schaffer – im Unterschied zu Ariès – eine «Konfessionalisierung des Todes» nachweisen, die sich besonders in der Bedeutung der Beerdigungsfeier als «Leistung für den Toten» bzw. als Verkündigung im Protestantismus zeigt. Exemplarisch wird die Konfessionalisierung an der Darstellung frühneuzeitlicher Begräbnisse nachvollzogen, die gleichwohl von regionalen Eigenheiten in den volkstümlichen Praktiken geprägt sind. Dem Protestantismus wird zwar ein spezifischer Anteil am Individualisierungsprozess zugeschrieben, der gleichzeitig aber durch die Beharrung archaischer Konstanten wieder zu relativieren ist. Als besondere, quasi-anthropologische Konstante erweist sich die ambivalente Haltung gegenüber den Toten, die, von Abwehr und Fürsorge gleichermaßen getragen – eine schon von Ranke vorzüglich erörterte These –, nach ständigem Ausgleich dieser beiden Elemente sucht. Als «archaische» Konstante in allen Ausdrucksformen des Todes – ein vielleicht nicht ganz glücklich gewählter Begriff – sieht Wilhelm-Schaffer drei Elemente: das «archaische» Bild von der Hervorrufung des Todes durch eine fremde Macht in Verbindung mit der Sünde, die Auffassung vom Tode als einem Übergang in ein anderes Leben sowie die Einstellung zu den Toten.

Die umfangreiche Arbeit von Wilhelm-Schaffer, die immer wieder die Frage nach Kontinuität und Wandel in der Einstellung zu den Toten in einer wichtigen Schwellenzeit stellt und hier die spezifischen Anteile der Konfessionalisierung als Motor für den Wandel zu ergründen sucht, ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Wandlungen in den Einstellungen zum Tode. Der mentalitätshistorische Ansatz, der sich als methodisches Ideal die Untersuchung verschiedener Ebenen und Ausprägungen des Verhaltens und der religiösen Anschauungen zum Ziel gesetzt hat, sucht ein möglichst breit gefächertes Quellenspektrum zu erfassen. Die Autorin bewältigt in ihrem interdisziplinären Ansatz eine enorme Literaturfülle, sie bietet ein reichhaltiges und anschauliches Bild von den Veränderungen im Umgang mit dem Tode. Da sie ihre Untersuchung auf lange Zeiträume orientiert, müssen Detailfragen zwangsläufig auf der Strecke bleiben.

Barbara Happe